



Berlin, den 20. Februar 1904.

Ehebruch und Standesehre.

In Pirna hat sich ein Offizier mit drei anderen Offizieren geschossen, die seine Ehe gebrochen hatten; der eine der Drei wurde, nicht lebensgefährlich, verwundet, die anderen Beiden und der Beleidigte blieben unverletzt. Auch in einer anderen Garnison kam es wegen Ehebruches zu einem Zweikampf, in welchem der Ehemann den Anderen erschoss und selbst unverletzt blieb. Endlich hat sich der Freiherr von Dumpteda, ein inaktiver Offizier, mit einem aktiven Offizier geschossen, der ihm die Reizung seiner Frau entzogen hatte; das Resultat war gleich Null, denn Keiner von Beiden wurde verletzt.

Die altnordische Mythologie führt als eins der Zeichen des bevorstehenden Weltunterganges Ehebruch und Brudermord an, als gleichwerthige, ungeheuerliche Verbrechen. Erst wenn solche schrecklichen Dinge sich ereignen, kann man darauf rechnen, daß der Fenriswolf sich losreißt und den Mond frisst, die Widgartschlange ihr nasses Lager verlassen und sich gegen die demoralisirten Asen erheben wird; nur der Weltbrand kann Wandel und Reinigung schaffen. Heute denken wir mit Recht anders, denn sonst würde uns der Anblick des Mondes wohl nicht mehr lange vergdunnt sein. Trotzdem ist zweifelhaft, ob die Ehe während der letzten siebenhundert Jahre weniger heilig gehalten wurde. Beweisen läßt sich nichts, aber die Presse und damit die sogenannte Oeffentlichkeit existiren erst seit kurzer Zeit und verzeichnen mit besonderem Behagen jeden Ehebruch, sofern er sich in der „Gesellschaft“ zuge tragen hat. Die Literatur des Mittelalters läßt darauf schließen, daß ihm Ehebruch keineswegs fremd war. Das beweisen auch die poetischen Lobpreisungen ehelicher Treue als einer ganz besonderen Tugend. Auf der anderen Seite ging man mit der Ehebrecherin und ihrem Buhlen sehr wenig säuberlich um und

weber der Ehemann noch die Familie der Frau nahmen irgendwelche „gesellschaftliche Rücksichten.“ Der feste Verband der Familie, des Geschlechtes, war jedenfalls eins der stärksten Bollwerke gegen den Ehebruch. Daß, als die Bevölkerung zunahm, auch die Ehebrüche häufiger wurden, ist selbstverständlich; im Zeichen der Civilisation und Humanität ist aber auch die Ehe im Allgemeinen biegsamer geworden und verträgt schon manchen Knax, ehe sie bricht. Von Ehebrüchen der unteren Klassen erfährt die Oeffentlichkeit verhältnißmäßig selten und sie kommen vielleicht auch seltener vor, weil die Frauen durch die Existenzfrage zu sehr in Anspruch genommen werden, auch durch Arbeit und Kinderfogen früh die Eigenschaften verlieren, die ihnen und den Männern eine aufersehliche Gemeinschaft begehrenswerth erscheinen lassen. Daß es in allen Klassen auch glückliche Ehen giebt, wird wohl nicht ohne zureichenden Grund behauptet.

Wenn der Maurermeister X seinen ehebrechenden Gesellen todschlägt, so regt man sich darüber nicht auf; der Kerl kommt ins Loch — wenigstens in Deutschland — und fromme Blätter stellen vielleicht Betrachtungen darüber an, wie tief das Gift der Entsittlichung in die unteren Klassen eingedrungen ist; dem Volk muß die Religion wiedergegeben werden und so weiter. In „gebildeten Kreisen“ ist man konzilianter geworden; totesgeschlagen wird nicht und nur selten die Ehe geschieden. Beides ist aus wirtschaftlichen Gründen unvortheilhaft, zumal wenn, wie es manchmal vorkommen soll, die Ehe eben aus diesen Gründen geschlossen wurde und der „arme“ Mann nach der Scheidung der Geschädigte wäre. Allerdings ist Bedingung, daß, wenigstens bei einmaligem Vorkommen, die Sache innerhalb des Familienkreises bleibt; doch sollen auch hier dem Männerstolz manchmal sehr weitgehende Opfer gebracht werden, ganz abgesehen von den Fällen, wo nach gegenseitiger Uebereinkunft unbegrenzte Nachsicht herrscht. Besonders in Kreisen, die, wie man sagt, nicht zu den am Wenigsten bemittelten gehören, dehnt sich der gesellschaftliche Verkehr außer auf den Tisch auch auf die Lagerstätte aus; die Sache bleibt „unter uns“ und gewinnt dem auf die Dauer einförmigen, oberflächlichen Verkehr neue Seiten von „intimstem Reiz“ ab, gemäß dem arithmetischen Gesetz von den Kombinationen und Variationen. Daß diese Konkubinentenverhältnisse, geschlechtlichen Zucht- und Lustwahlen verhältnißmäßig selten der Oeffentlichkeit vorgelegt werden, hat begriffliche und am lezten Ende oft geschäftliche Gründe; es ist auch keineswegs zu beklagen. Ich glaubte, darauf besonders hinweisen zu müssen, weil die Oeffentlichkeit sich speziell über Ehebrüche in den Kreisen aufregt, die als einzige ihren Angehörigen als Ehrengesetz eine Remedur vorschreiben: in Form des Zweikampfes zwischen dem Ehemann und dem Ehebrecher. Es ist allerdings schwer, zu sagen, ob diese a priori mißbilligende Erregung sich mehr gegen den Ehebruch oder den Zweikampf richtet; beide Delikte werden ja auch zur politischen Agitation kräftig ausgenutzt.

Ich habe den Fanatismus auch sonst aufrichtiger Männer gegen den Zweikampf nie zu begreifen vermocht, wenn sie so thun, als ob durch ihn die staatliche und gesellschaftliche Ordnung aus den Angeln gehoben würde. Niemand wird ja dazu gezwungen; und wenn ein Gegner des Zweikampfes seine im besten Falle moralischen oder religiösen Gründe der Rücksicht auf gesellschaftliche Stellung oder dem Verbleiben im Offiziercorps unterordnet, so geht auch Das ihn nur persönlich an und ist kein Zeichen von Charakterstärke; er findet ja, wenn er anschlussbedürftig ist, genug Kreise, die ihn anerkennen und öffentlich beloben. Kann er die Anschauungen des Standes, dem er angehört, mit den seinen nicht vereinigen, so muß er, wenn er das Gefühl der Selbstachtung oder Nichtachtung hat, den Rath haben, seinem innersten Gefühl zu folgen; sonst: habeat sibi.

Ich komme auf die erwähnten Ehebruchsfälle und ihren Austrag zurück. In einem einzigen war das Ergebniß befriedigend: der Ehebrecher wurde erschossen; in den beiden anderen Fällen erlitt Keiner der Theiligten einen wesentlichen Schaden. Was will, was bedeutet der Zweikampf als Remedur des Ehebruchs? Die landläufige Erklärung sagt, daß der Ehemann die geschädigte Ehre seines Hauses und damit seines Namens wiederherstellt, indem er zeigt, daß sie ihm höher steht als sein Leben. Der Ehebrecher macht sich durch den Zweikampf wieder ehrlich: er zeigt, daß ihm sein Leben weniger gilt als das Bestreben, die Schuld, die er gleichzeitig hiermit anerkannte, zu sühnen. Wir scheinen diese durch unendliche Gedankenoperationen abgeleiteten Begriffe eben abstrakt, nur papieren; keinem ursprünglich fühlenden und ohne Rücksichten selbständig denkenden Menschen werden sie gegenwärtig sein und einleuchten. Der individuelle Urgrund im Gefühl des zeugungsfähigen Mannes, wenn ein Anderer in seine Ehe eingedrungen ist, dürfte ein rein geschlechtlicher sein: der Zorn und Schmerz eines Geschlechtswesens, das sich vom Weibchen zu Gunsten eines anderen da verschmäht sieht, wo es seine Alleinherrschaft durch lebenslänglichen Kontrakt gesichert glaubte. Die ursprüngliche und primitive Auffassung aller Völker, die die Eiche hatten, hat immer beim Ehebruch, ohne dessen Detailgründe zu kennen, a priori auf geschlechtliche Minderwerthigkeit des Ehemannes und dann auf moralische Unfähigkeit, sein Eigenthum zu schützen, geschlossen. Der Hahurei war zu allen Zeiten das Urbild der Lächerlichkeit. Daß diese Auffassung eben so primitiv wie oft unrichtig ist, daß ich sie keineswegs völlig zu der meinen mache, daß die Verhältnisse viel komplizirter sind und das geschlechtliche Moment durchaus nicht immer bestimmend ist, brauche ich nicht zu sagen. Aber die geschlechtliche Kränkung und das Obium der Lächerlichkeit oder jedenfalls der Verdacht seiner Existenz sind vorhanden. Hinzukommt die Verletzung der Familie, die dem Mann mit der Gattin Das nimmt, was er unter Umständen als

die Quelle seines Glückes oder seiner Zufriedenheit betrachtet hat; den Kindern die Mutter; die glückliche Kindheit und die Erinnerung an eine solche. Das ist vielleicht die schwerste Schädigung, die einem Menschen zugefügt werden kann. Wenn wir von der gekränkten Geschlechtslehre absehen können, weil wir heutzutage keine Vollenmoral anerkennen und diese Kränkung, wo sie vorhanden ist, sich auf das Gefühl des Individuums beschränkt, so ist mir unerfindlich, welche Ehre der Ehemann zu repariren hat. Eine solche finden nur Anschauungen, die nicht mehr ursprünglich sind und unklar ahnen, was Worte, Humanität und Gebrauch entfleht haben.

Das ursprüngliche Gefühl und damit der zureichende Grund für den Ehemann, den Störer seiner Ehe — sagen wir vorläufig — zur Rechenschaft zu ziehen, kann nur das der Rache sein. Der Kampf zweier Männer um den Besitz der Frau, wie es in früheren Jahrhunderten wohl geschah, kommt heute nicht in Betracht, denn für den Einen ist die Frau schon vor dem Kampfe verloren und ihr geschlechtlicher Besitz ist für ihn ohne Werth. Allerdings sollen auch hier Ausnahmefälle vorkommen, aber dann pflegt kein Zweikampf stattzufinden, sondern Gütergemeinschaft. Als alle waffenfähigen Männer Waffen trugen und in den Waffen geübt waren, bedingte die Ausübung des auf das Leben des Einen gerichteten Racheaktes seine Ueberwindung, — einfach, weil er sich nicht gutwillig totschlagen ließ, wenn man nicht Meuchelmörder dang, was keineswegs zu den ungewöhnlichen Gebräuchen gehörte. Daraus und nicht etwa aus edlen moralischen Erwägungen, auch dem Gegner unter allen Umständen eine Waffe in die Hand zu drücken, ist das Duell gerade in Ehebruchsfachen zum Austragsmittel geworden. Bei anderen Streitfällen liegt die Sache anders, weil von vorn herein ein Gegensatz, eine Gegenseitigkeit besteht. Heute nun sind die wenigsten Männer, selbst wenn sie dem Offizierstande angehören, in den Waffen geübt; außerdem macht der Gebrauch der Pistole und vor Allem die ganz unzumuthigen, nach der sogenannten Standesfittē üblichen Gebräuche in ihrer Verwendung den Ausgang des Zweikampfes von unberechenbaren Zufällen abhängig. Als zweck- und sachgemäße Ausführung eines ernsthaften Zweikampfes schwebt mir ein zwischen zwei Förstern neulich ausgefochtener vor. Beide nahmen nach vorhergegangener Verabredung ihre Büchsen und birschten sich im Walde an einander heran; sie benutzten alle Fähigkeiten, die ihnen ihr Gewerbe beigebracht hatte, ließen sich Zeit und hatten nur den einen Zweck im Auge, den Gegner zu töten; dem Einen gelang es auch. Beim vorschrittgemäßen Duell werden dagegen die merkwürdigsten und unzumuthigsten Kapriolen gemacht. Mit der Sekundenuhr in der Hand zählt und befiehlt der Unparteiische im Kommandoton und der Duellant muß beinahe mehr Aufmerksamkeit darauf verwenden, die Pistole nicht zu früh und nicht zu spät zu heben, auf Bruch-

theile von Sekunden genau à tout prix seinen Schuß loszuwerden, als darauf, den Gegner zu treffen. Er darf nicht mit eigenen Pistolen schießen; ihm wird keine Zeit gegeben, sich zu üben, und nicht selten werden selbst in den schwersten Fällen uralte Waffen mit glatten Läufen genommen, von denen man vorher Korn und Visier abschlägt; der Versager gilt auch als Schuß, und wer zu früh oder zu spät feuert, kann gewärtig sein, sofort vom gegnerischen Sekundanten erschossen zu werden, der schußbereit wenige Schritte von ihm steht. Die selbe angenehme Aussicht bläht ihm, wenn er einen Schritt vorwärts macht, wo er es nicht soll, und stehen bleibt, wo er avanciren sollte. Die Art, wie der Zweikampf in den meisten Fällen ausgefochten wird, ist also genügend, um einen normalen und nicht sehr geübten Menschen nervös zu machen und damit dem eigentlichen Zweck entgegenzuarbeiten. Diese Methode ist unbegreiflich, denn selbst in den Zeiten des Gottesurtheiles ließ man die Kämpfer einander totschlagen, wie Jeder es am Besten konnte.

Um nun zum Ehebruchs-Duell zurückzukommen, meine ich — wenn ich mich vorläufig auf den Boden Deter stelle, die den Zweikampf für die geeignete Remedur halten —, daß der betrogene Ehemann, der als Beleidigter die Forderung zu formuliren hat, durch deren Fassung sicher stellen muß, daß unbedingt ein entsprechendes Ergebnis erzielt wird; und wo Das nicht in seinem Charakter liegt, da müssen ihn die Anschauungen seines Kreises eben dazu zwingen. General von Boguslawski, einer der wenigen Ramhaften, die stets und offen für den Zweikampf eintraten, hebt in einem Artikel das tapfere Verhalten des Offiziers in Pirna hervor, der die drei Brecher seiner Ehe forderte und diese Forderungen auch ausfocht. Das war gewiß mannhast; aber wo bleibt der Zweck der ganzen Sache? Hat der Offizier sich, ohne inneres Bedürfnis, nur den Anschauungen seines Standes gefügt, so war das Ganze eine Form mit eventuell gefährlichem Ausgang; die innere Verechtigung konnte ihm nur das lebendige Rachegefühl geben. Und wenn er diesem Gefühl die Zügel der Standesitte anlegen zu müssen glaubte, so war der einzige Weg zu dessen Befriedigung die Forderung bis zur Kampfunfähigkeit; einem so Bekränkten und Geschädigten muß auch, unter allen Umständen der erste Schuß mit angemessener Zeit zum Zielen zugestanden werden. Der Ausgang dreier Zweikämpfe solcher Art kann meiner Auffassung nach den Beleidigten nicht mit Genugthuung erfüllen. Das kann nur der Tod des Gegners. Auch wenn er den Ausgang als Gottesurtheil auffassen wollte, könnte ihm keine sonderliche Befriedigung aus dieser Entscheidung erwachsen; aber: der Standesitte ist genügt. Die beiden anderen Fälle geben die beiden Extreme. Im einen wird zufällig der Richtige aus der Welt befördert, im zweiten leben Beide vergnüglich weiter. Daß manchmal auch der Falsche erschossen wird, zeigte vor nicht langer Zeit der Fall Bennigsen. Damals

lehnte sich sogar das öffentliche Rechtsgefühl empört auf; wäre es etwas feiner, so hätte es sich auch in dem pirnaer Fall und in dem der Freifrau von Ompteda ausgelehnt. Recht, Gerechtigkeit und Rache dürften vom selben Stamm sein. Glücklich und vollkommen der Mann, der die Gefühle der Rache nicht hat und dessen Gallenmaß nur für nothwendigste Körperfunktionen konsumirt wird! Er soll sich aber auch keinen Standes sitten fügen, die ihren Ursprung in der Galle haben. Das Rachegefühl ist noch lange nicht das Schlechteste, was wir haben; Bismarck sagte, der Haß sei ein eben so großer Lebenserhalter wie die Liebe. Darum bezeichnen die romanischen Völker es auch als das Naturrecht des Mannes, daß er den Einbrecher in seine Ehe ohne Formalitäten aus der Welt schafft, wie und wo er seiner habhaft werden kann. Die deutsche Humanität bestrast ihn wegen Mordes, vorsätzlichen oder einfachen Totschlages; in Frankreich wird er freigesprochen, welchen Standes er auch sein mag. Die Frau — und Das schlage ich besonders hoch an — hat das selbe Recht. Die Sühnung des Ehebruches ist nur hierdurch möglich und bringt der staatlichen Gesellschaft keine Gefahr noch Schaden; sie geht nur die Familie im engsten Sinne an. In Deutschland nimmt man dem gekränkten Gatten das Leben, die Existenz oder die bürgerliche Ehre, was unter allen Umständen schwere materielle Nachtheile mit sich bringt.

Man braucht nicht zu fürchten, daß, wenn dies Recht dem Manne zugestanden würde, dem sozialen Leben Schäden daraus erwachsen. Im Gegentheil. Muth ist häufig nicht die Haupteigenschaft Ehebrechender; und die Aussicht, vogelfrei zu sein, würde nicht ermunternd wirken, um so weniger, wenn man auch noch der Familie des geschädigten Ehemannes und der Frau das selbe Recht zugestünde. Ich möchte glauben, daß die Statistik der Ehebrüche rasch abnehmende Riffen zeigen würde. Wie jetzt die Verhältnisse liegen, muß der Mann die eben so angenehme wie innerlich völlig unmotivirte Wahrscheinlichkeit in den Kauf nehmen, verwundet oder erschossen zu werden, wenn er nicht mit Sicherheit den schwersten Strafen verfallen und sein Leben direkt oder indirekt völlig vernichtet sehen will. Grund: Humanität und Civilisation.

Leider wird mein Ideal wohl utopisch bleiben. Eben so wie nach der positiven Seite, müßte doch auch nach der negativen Seite Freiheit vorhanden sein. Ein milder Mann, ein philosophischer Mann, den die Galle nicht plagt, wird sich an das Gesetz der Kausalität und die Unfreiheit des Willens erinnern und von Rache- und Mordgelüsten frei bleiben. Warum soll er so handeln, als ob sie in ihm wären? Auch wenn er so geartet ist, geht es ihn und nur ihn ganz allein an, ob seine Ehe gebrochen wird, und er braucht durchaus nicht feig zu sein, um kein Bedürfniß nach Zweikampf und Blut zu verspüren. Verstand und Vernunft können keinen Grund ausfindig machen und anerkennen, der den Zweikampf mit dem Ehebrechenden

oder seinen Tod auf andere Weise als gerechtfertigt erscheinen lassen. Die Rechtfertigung liegt vielmehr auf dem Gebiete des Gefühles, und wo dieses nicht vorhanden ist oder durch andere Gefühle überwogen wird, kann nur der moralische Zwang den durch die Duellwunde deformirten Racheakt hervorbringen: und der ist ungerechtfertigt und damit unmoralisch. In vielen Fällen wird schon die plötzliche Klarheit über die Minderwerthigkeit der Frau, die er hochhielt, das Rachegefühls abkühlen. Kleist sagt: „Alles wirft der Mensch in eine Pfütze, nur kein Gefühl“. That er's, ohne es zu wissen: warum soll er sein Leben hinterherwerfen? Hat er das Bedürfnis nach Rache nicht, so darf ihn darum kein Mensch verachten, wenn er sie nicht übt.

Noch ein Wort über den Ehebrechenden. Allgemein ist man der Ansicht, daß er gesündigt hat, daß wir aber, da wir Alle nicht von Sünde frei sind, nicht den Stein auf ihn werfen sollen; deshalb soll der Einsatz seines Lebens im Zweikampf ihn wieder ehrlich machen. Ich muß mich hier abermals auf den Boden der Kreise stellen, in denen das Duell obligatorisch ist. Andere sagen, daß dem Ehebrechenden nur deshalb die Satisfaktion vorläufig stillschweigend zuerkannt wird, damit der Ehemann Gelegenheit habe, ihn im Duell zu töten. Auch dieser Gedanke zeigt also, daß unter allen Umständen die Forderung auf Kampfunfähigkeit lauten müßte. Immerhin ist Das ein durchaus zureichender Grund; nur müßte in diesem Fall die Satisfaktion ein Zwang sein, nicht aber die „Fähigkeit“ bedingen. Häufig wird der Offizier, der eine Ehe gebrochen hat, nachher durch ehrengerichtlichen Spruch „wegen Verletzung der Standesehre“ mit schlichtem Abschied entlassen. Der vorhergegangene Zweikampf hat ihn also nicht „ehrlich“ gemacht. Auf der anderen Seite wird es aber später zweifelhaft sein, ob der schlicht Verabschiedete nicht doch in gewissen Fällen als satisfaktionsfähig angesehen wird. Die Logik stimmt also nicht.

Man kann in einzelnen Fällen gewiß viel, sehr viel zur Entschuldigung eines Mannes sagen, der eine Ehe gebrochen hat; Wein, Temperament, Gelegenheit, Entgegenkommen der Frau, die der Mann vielleicht vernachlässigt. Man beurtheilt ihn auch, besonders wenn Gleichgesinnte einander treffen oder man den Anderen gleichgesinnt glaubt, sehr mild. Wer aber will beweisen, daß der zum Ehebruch zwingende Geschlechtstrieb stärker ist als der blinde Wille des Kleptomannen oder des Lustmörders? Entsteht zwischen einem Mann und der Frau eines Anderen eine unbezwingliche Neigung, so hat der Liebende die Pflicht, dem Mann die Wahrheit zu sagen. Thut er Das nicht, so lügt er. Wenn man aber den Begriff des Ehrlosen kurz definiren will, so ist es die Lüge in Worten oder Thaten. Im Offiziercorps verschärft sich dieses Vergehen gegen die Ehre noch wesentlich. Das Offiziercorps der Armee und Marine ist ein Verband, der ohne intakte Standesehre nicht denkbar ist.

Nur auf diesem Boden kann die für die Tüchtigkeit des Corps sehr werthvolle Kameradschaft erwachsen. Die Kameradschaft besteht nicht in gegenseitiger Berhimmelung, nicht darin, daß man vor Fehlern und Vergehen des Kameraden die Augen zudrückt, sondern vor Allem in der Achtung der Person und ihres Eigenthumes und in der Aufrichtigkeit gegen sie. Wird das auf gegenseitiges Vertrauen gegründete Verhältniß durch Lüge zerfüßt, so ist der Lügner an seiner Ehre geschädigt, wie es schwerer nicht auszubedenken ist. Trotzdem ist der schlichte Abschied durchaus nicht als Regel die Folge des Ehebruchs. Ein Curiosum: der einzige Offizier, der sich aus dem forbacher Schiffbruch gerettet hat, hatte wegen Ehebruchs ehrengerichtlich den schlichten Abschied erhalten, wurde zu einem Verweis begnadigt und in eine andere Garnison versetzt. Man sagt, die Begnadigung sei erfolgt, weil es nicht zum flagrant delict gekommen sei. Den Unterschied im Vergehen kann ich nicht anerkennen; das Strafgesetz mag solche Grenzen ziehen, das der Ehre darf es nicht und kann es auch nicht. Dabei ist das Offiziercorps der einzige Stand, dessen centrale Organisation thatsächlich wirksame Ehrengerichtsprüche gestattet, und es schädigt sich selbst durch solche Nachsicht.

Haben Mann und Frau den Muth, dem Ehemann reinen Wein einzuschänken, bevor die Ehe gebrochen ist, so kann, falls Beide anständige Charaktere sind, von einem Vergehen gegen die Ehre nicht die Rede sein. Der Ehemann, falls er thürricht genug ist, inszenirt vielleicht aus gekränktem Geschlechtssinstinct den Kampf um die Frau. Das ist jedenfalls, wenn er sie später noch zu besitzen wünscht, das unzuweckmäßigste Mittel.

Der Kernpunkt in der Betrachtung dieser Seite des Ehebruchs muß für Stände, die auf ihn ihr Ehrengesetz anwenden, immer sein, daß das Verhalten der Frau, und mag sie zehnmal vorher schon die Ehe gebrochen haben, völlig außer Betracht bleibt. Das Ehrlose liegt in der Lüge und dem Betrug; und solcher Sünde braucht sich Niemand schuldig machen, mag er geschlechtlich noch so exponirt sein.

Die merkwürdige Setze, die bei uns die Duellgegnerschaft als art pour art betreibt, will in Ehebruchsachen für alle Stände Ehrengerichte einsetzen, die den Ehebrecher für ehrlos erklären und „gesellschaftlich unmöglich“ machen sollen. Pilatus würde fragen: „Was ist Gesellschaft?“ Ich kann hier auf diese Utopien nicht näher eingehen und wollte nur zeigen, daß ich von ihnen weiß; „Träger hoher Namen“ machen ihre Honneurs. Auch ihnen möchte ich empfehlen, ihre — wirklich sehr rührige — Agitation in den Dienst der Idee strafloser Selbsthilfe und einer modifizirten Blutrache zu stellen. Alles würde dann viel friedlicher abgehen und die Zahl der Silbernen Hochzeit einen nie geahnten Prozentsatz erreichen.



Moderne Liebe.

Wir erleben, in einer historisch bedeutsamen Zeit, eine Neugestaltung der Seelen. Jeder Mensch, der selbst eine Seele hat, lernt immer mehr die geheimnißvollen Wirkungen der Wahlverwandtschaft erkennen; Sympathien und Antipathien bestimmen ihn, im Unterbewußtsein regen sich, namentlich im Bereich der Erotik, allerlei Mächte. Ein schwedischer Dichter — aus der Provinz, wo verfeinerte Sensibilität der Charakterzug der Kunst ist — hat diesem Empfinden in *Sensitiva Amorosa* als einer der Ersten Ausdruck gegeben. Die Empfindungen des Erotisch-Dämonischen sind nicht neu. Aber sie wurden früher in eben so hohem Grade verletzt, wie sie nun beachtet, manchmal sogar gezüchtet werden. Diese erlesene Sensibilität, diese vibrierenden Nerven, diese wechselnden Stimmungen, diese Reizbarkeit der Empfindungen haben die Frau — und der Mann — von heute als Zeichen ihrer Ueberlegenheit, als ihre kulturelle Ertrungenschaft vor jeder anderen Generation voraus. Aber der neue Reichthum bringt auch viele neue Konflikte mit sich. Die Sinne gehen ihre eigenen Wege und werden da angezogen, wo die Seele fremd bleibt, oder abgestoßen, obgleich das Herz von Zärtlichkeit erfüllt ist. Bevor nicht die Physiologie und Psychologie des Ektos verstanden ist, haben wir es in der Lösung der erotischen Probleme noch nicht weit gebracht. Jeden Tag — und jede Nacht — sind seine unzähligen bewußten und unbewußten Einflüsse thätig und verwandeln die Gefühle von Ehegatten und Liebenden. Und obgleich unsere Zeit sich dieser Thatsache immer mehr bewußt wird, vermag sie doch weder dem gefährlichen Einfluß der bedeutsamen Unbedeutendheiten des Zusammenlebens entgegenzuarbeiten noch ihren günstigen Einfluß zu mehren.

Nur die erotisch genialsten Frauen haben eine Sensibilität erreicht, die ihnen unundglickt macht, in der Liebe irgend Etwas ohne die Empfindung zu geben und zu empfangen; eine von Charlotte Brontës Frauen drückt dieses Gefühl in den Worten aus: *You sit me into the finest fibre of my being.* Alle entwickelten modernen Frauen wollen nicht „en m^ole, mais en artiste“ geliebt werden. Nur ein Mann, von dem sie fühlt, daß er auch die Freude des Künstlers an ihr hat, und der ihr diese Freude durch zaghafte, feine Berührungen ihrer Seele wie ihres Körpers zeigt, kann die Liebe der Frau von heute bewahren. Sie will nur einem Mann angehören, der sich immer nach ihr sehnt, selbst wenn er sie in seine Arme schließt. Und wenn eine solche Frau ausbricht: „Du begehrst mich, aber Du kannst nicht liebosen, nicht lauschen“, — dann ist der Mann gerichtet.

Moderne Frauenliebe unterscheidet sich von der älteren Zeiten auch durch die Unermeßlichkeit der Forderung an ihre eigene Fülle und Vollkommenheit und

an eine entsprechende Fülle und Vollkommenheit im Gefühl des Mannes. Doch unsere Seele ist zwar häufig tiefer, manchmal aber auch leichter als unser bewusstes Sein und Wollen. Darum kann es geschehen, daß die neue Liebe in ihrer ganzen Stärke in einer ihrer eigenen erotischen Größe unbewußten Frau lebt, während einer anderen, die diese Liebe mit ihrem ganzen Willen wünscht, vielleicht die Tiefe des Gefühls, die Wahlsicherheit des Instinktes fehlt.

Die Frauen von heute lernen Alles und dringen zu Vielem vor, auch zu den feinsten Gedanken über die Liebe. Aber ob die an Einsicht in die ars amandi so reichen Frauen der Gegenwart wohl auch gelernt haben, mit ganzer Seele, mit all ihren Kräften und ihrem ganzen Sinn zu lieben? Ihre Mütter und Großmütter hatten — auf einer viel niedrigeren Stufe des bewußten erotischen Idealismus — nur ein Ziel vor Augen: ihren Mann glücklich zu machen. Das bedeutete damals, daß die Gattin Alles ertragen und nichts fordern sollte; unermüdt dem Lebensziel des Mannes dienen, auch wenn sie es nicht verstand, und dankbar die Brosamen seiner Persönlichkeit aufnehmen, wenn sie ihr von der Tafel zufielen, an die seine Freunde zum Festschmaus geladen waren. Aber welche rege Zärtlichkeit, welche würdige Anmuth, welche schöne Freude wußten nicht die feinsten dieser geistig unbeachteten Frauen zu zeigen und zu verbreiten!

Der neue Mann träumt von dem neuen Weibe, wie das neue Weib von dem neuen Manne. Aber wenn sie einander wirklich finden, ist die Folge oft, daß zwei entwickelte Gehirne zusammen die Liebe analysiren oder zwei abgebrauchte Nervensysteme mit einander einen zerfasernden Kampf um die Liebe auskämpfen. Das endet gewöhnlich damit, daß Jedes von ihnen bei irgend einer zurückgebliebenen Verkörperung des alten Adam und der ewigen Eva Ruhe sucht. Aber mit schlechtem Gewissen. Denn sie glauben sich noch immer für das neue Erlebnis bestimmt, obgleich ihre Fähigkeit zur Liebe klein war und groß nur ihr Denken über die Liebe. Erst wenn der Mair Regen der neuen Gedanken so reich herniedergeströmt ist, daß er durch die Wurzel als Saft in den Lebensbaum steigen kann, wird ein größeres Glück aus der neuen Liebe erwachsen, die keine Schuld daran trägt, daß die Menschen sie größer geträumt haben, — als sie einstweilen selbst noch sind.

Der Individualismus hat die Liebe vertieft und zugleich erschwert. Er hat ein gesteigertes Bewußtsein unserer eigenen Wesensart, unserer eigenen Stimmungen erweckt; er hat neue Seelenzustände geschaffen und unzählige schlummernde Lust- und Unlustgefühle in Schwingung gebracht. Aber die persönlich reizbare Empfindlichkeit hat sich noch nicht zu einer entsprechenden Feinsichtigkeit für das eben so empfindlich gewordene Seelenleben des Anderen entwickelt. Die Fähigkeit, zu geben und zu opfern, ist nicht so rasch ge-

wachsen wie die, zu nehmen und zu fordern. Von dem doppelten Herzschlag der Liebe — sein Selbst zu finden und sich selbst in einem Andern zu vergessen — ist nun der erste dem zweiten bedenklich voraus. Wenn die in Selbstentdeckungen versunkenen Frauen ihren persönlich errungenen Lebensinhalt, ihre individuelle Mannichfaltigkeit, ihr eigenartiges Seelenleben mit der sonnigen, gesunden Ruhe, der opferfreudigen Hingebung älterer Zeiten vereinigt haben: erst dann werden sie durch ihre neue Entwicklung mächtiger sein als die Frauen dieser Zeiten. Es ist ein Zeichen der Gesundheit, daß Männer und Frauen ihre Erfahrungen und Gedanken über diese Frage jetzt mit einer Offenheit austauschen wie nie vorher; daß sie sich viel weniger verstellen, bevor sie verheirathet sind, wie ja die Frauen auch aufgehört haben, es zu thun, nachdem sie sich verheirathet haben. Es gab eine heldenmüthige Verstellung, für die Mrs. Carlyle das typische Beispiel geworden ist; aber an und für sich war sie doch ein Diebstahl an der ethischen Entwicklung des Mannes. Immerhin wünscht man oft, daß die jungen Gattinnen der Neuzeit mehr von der altmodischen Gabe hätten, mit glücklichem Lächeln den Wünschen des Geliebten entgegenzukommen, statt nur an ihren eigenen festzuhalten. Die moderne Frau will nicht um des augenblicklichen Friedens willen irgend Etwas scheinen. Und sie hat Recht, wenn es sich um etwas Wesentliches im Denken und im Geschmack, im Fühlen und im Wollen handelt; sie hat doppelt Recht, wenn sie sagt, daß all die Lüge und List, die das eheliche „Glück“ von den Gattinnen früherer Zeiten verlangte, Mann und Frau erniedrigte und daß, was man so gewann, kein wirklicher Gewinn war. Nichts ist gewisser, als daß die Seelen, die volle Offenheit trennen würde, niemals zusammengehörten, daß die vertrauensvolle Sicherheit das Zeichen der wirklichen Zusammengehörigkeit ist. Nichts ist weiser als der Wille der heutigen Frau, das Leben mit eigenen Augen zu sehen, nicht, wie die Frauen früherer Zeiten, nur mit denen des Mannes. Aber hat sie auch selbst das Vermögen bewahrt, Alles mit dem Gedanken zu sehen, was wohl die Augen des Geliebten darin finden würden?

Die Antwort auf diese Gewissensfragen entscheidet darüber, ob die neue Frau wirklich die Entwicklung der Liebe in die Richtung leiten wird, der ihr Wille zustrebt. Denn nur dadurch, daß sie selbst besser liebt, wird sie allmählich die Leidenschaft des Mannes vermenschlichen und sie von der blinden Gewalt des Blutes befreien, die das Spiel des Auerhahnes und den Wettkampf des Hirsches zu thierisch schönen Schauspielen macht, doch die Liebe des Menschen verhiert. Wer glaubt, die gesunde Stärke der Natur werde dadurch geschwächt, spricht so thöricht wie Jemand, der beweisen wollte, daß

der künstlerische Trieb im Walzen des Auerhahnes gesünder und stärker sei als der, dem wir Beethovens Symphonien verdanken.

Aber es ist nicht genug damit, daß die Frau die Führung übernimmt und das Ziel bestimmt. Sie muß selbst für die Aufgabe entwickelt werden. Ihre Seele ist noch kein sicherer Führer für ihre Sinne; und ihre Sinne sind es nicht für ihre Seele. Noch weniger kann sie dann eine sichere Führerin für die Seele oder die Sinne des Mannes sein, die sie außerdem oft nicht versteht und darum ohne Zaudern verurtheilt, — für Sünden verurtheilt, zu denen sie nicht selten selbst verleitet hat!

Die neuen Frauen verlangen vom Manne Reinheit. Aber ob sie wohl ahnen, wie ihre unterscheidende Behandlung des schwächernen, unsicheren Jünglings und des erfahrenen, sicheren Erobertertypus auf den Jüngling wirkt, der vielleicht um seine erotische Reinheit kämpft, in der Hoffnung, daß der Lohn des Sieges das selige Lächeln eines Weibes sein wird, der aber sieht, wie dieses Weib ihn selbst mit mitleidigem Hochmuth behandelt, während sie bewundernd die Flecken des Leoparden betrachtet? Ob wohl alle jungen Frauen, die mit Abscheu von den unreinen geschlechtlichen Gewohnheiten des Mannes sprechen, selbst nur von sanfter, edler Freude am Gefallen geleitet sind? Ob sie sich niemals die verächtlichste aller Falschspielereien erlauben: die der Liebe?

So lange „reine“ Frauen ihre Lust an dem grausamen Spiel der Katen haben; so lange sie mit den geschmeidigen „Stimmungsvarianten“ der Serpentine tänzerin der Verantwortung für ihren Flirt entgleiten; so lange sie in den Stiergefächten der Eifersucht eine Huldigung genießen: so lange schüren sie das Feuer unter dem Höllengebräu, um das dann die Männer mit der mächtigen Schaar der Fledermausflügler ihren Herzensabbath feiern.

Von „reinen“ Frauen sind mehr Männer verführt worden als von „unreinen“. Und dabei sind nicht einmal die im wahren Sinne des Wortes reinen Frauen ohne Schule. Die Frau — für die in so viel tieferem Sinn als für den Mann die Liebe das Leben ist — empfindet in der Nähe der Liebe Schauer, wie sie einen Sonnenaufgang begleiten, den man wachend erwartet hat. Ihre physisch-psychische Scheu nimmt abwechselnd die dem liebenden Manne ungreiflichen Ausdrucksformen des stummen Entweichens, des jähen Stimmungswechsels, des leeren Mädchentlichens, des düsteren Mißverstehens an. Und all das Widerspruchsvolle — nicht das Räthselvolle — des Weibes entzündet die Unruhe im Blute des Mannes.

Von den sogenannten Frauenhassern kann die Frau am Meisten über die Natur des Mannes lernen. Denn der Frauenhasser ist immer ein Mann, der in ausgesprochen männlicher Weise das Weib geliebt hat und in den Ausbrüchen seiner Enttäuschung die innersten Wünsche der Männer verräth.

Unsere Zeit hat zwei solche große Verzögerer der Entwicklung der Liebe nach der Richtung, in die sie die moderne Frau leiten will.

Der eine ist Strindberg. Während Männer, die in den achtziger Jahren zwischen Zwanzig und Dreißig waren, oft von der Bedeutung sprechen, die er damals für sie hatte, hörte man niemals irgend eine Frau das Selbe sagen. Die Ursache dürfte darin liegen, daß Strindbergs jugendliche Frauenanbetung nicht seelenvoll genug war, um die Frauen zu rühren; daß seine Ehestands-Erotik niedrig war und seine Strafgerichte in der Periode des „Frauenhasses“ ihre Gewissen unberührt ließen. Denn die Frauen wissen, daß der Dichter aus dem Begriffe „Das Weib“ selbst das Karterrad geschaffen hat, an das er durch eine reine Sehnsucht nach beglückender Liebe gebunden war, aber das von der Ohnmacht getrieben wurde, selbst zu lieben; Das heißt: sein Ich in einem anderen Wesen zu vergeffen. Nicht mit dem klaren Blick der Järllichkeit und des Verständnisses, sondern mit der Blindheit der Leidenschaft und des Mißtrauens hat er die Frauennatur geschildert. Und darum hat er von diesem Mysterium weder Offenbarungen empfangen noch gegeben. Die Frauen betrachten die von Strindbergs Frauenhass inspirirten Gestalten — und sie sind seine originellsten — wie Böcklins Meerwesen: mit Bewunderung für die Stärke der Phantasie, die sie schuf, aber ohne Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihrem Wesen. Gerade die Frau aber, die so ist, wie sie nach Strindbergs Ansicht unmöglich sein kann: eine Denkende, die ein gewaltiges Genie zu bewundern, und eine Fühlende, die von einem tragischen Schicksal getühet zu werden vermag. — gerade sie wird sich nicht abschrecken lassen, bei Strindberg zu lernen, was er sie lehren kann, nämlich: was die einseitige Männlichkeit von den Frauen verlangt. Und trotzdem Strindberg all das Tiefste nicht versteht, was die heutige Frau von sich selbst, vom Mann, von der Liebe will, liegt in seinen altmodisch männlichen Forderungen doch Etwas, das die moderne Frau nicht übersehen sollte.

Der zweite große „Frauenschwärmer“ der Zeit ist Nietzsche. Und doch hat kein Mann größere Worte von der Mutterchaft gesagt als er, der prophezeit, daß die Frau als Mutter die Welt erlösen wird. Kein Zeitgenosse hat stärker die Bedeutung der Schönheit und Gesundheit der Ehe für die Steigerung des Menschengeschlechtes betont. Kein Dichter hat reichere Worte über das Wesen der großen Liebe gesagt. Aber keiner hat den neuen Willen des Weibes zu eben dieser Liebe weniger verstanden. Kein Seelenforscher der neueren Zeit hat tiefere Entdeckungen in der Frauennatur gemacht, aber für keinen hat „Mensch“ ausschließlicher „Mann“ bedeutet. Den Mann meint Nietzsche immer, wenn er den Mensch eine Einheit aus mehreren Seelen, ein Geheimniß für sich selbst nennt; wenn er von der Spannung der ungeahnten Offenbarungen spricht, die wir erwarten können, wir, die

wir täglich erfahren, daß Jeder sich selbst „der Fernste“ ist. Das Weib ist für ihn das Fertige, Einfache. Das von der Natur Gebundene, das Allgemeinweibliche in ihr ist das Werthvolle; das Zusammengesetzte, besonders Geprägte ist das Naturwidrige. Nicht in den harten Worten, die Nietzsche über gewisse Frauen sagt, liegt seine Ungerechtigkeit, sondern darin, daß er die Natur des Weibes als eine flache Ebene sieht, während er die des Mannes in Höhen und Thäler, in Tiefen und Untiefen scheidet. Und doch ist der Unterschied zwischen einer „grande amoureuse“ und dem Nachtfalter, zwischen dem Mutter-Menschen und dem Mutter-Weibchen größer als zwischen einer männlichen Herren- und Sklavenseele. Nietzsches Eintheilung der Frauen in Katzen, Kühe und Affen giebt den Möglichkeiten der Frau einen eben so engen Rahmen, wie eine Eintheilung der Männer in Füchse, Büffel und Pfauen deren Geschlecht geben würde. Da fehlten nicht nur Nietzsches eigene Thiere, der Adler und die Schlange, sondern vor Allem der Löwe und der Esel. In der Unempfindlichkeit für den Werth weiblicher Persönlichkeit auf dem Gebiete der Erotik kann Nietzsche mit Luther verglichen werden. Der redet freilich in der groben Mundart des Stallknechtes; Nietzsche dagegen mit der besüßelten Anmuth des Dichters.

Aber selbst die Frauen — oder besonders die Frauen — verstehen schon, daß die harten Schläge von jenen Flügeln der Sehnsucht gegeben wurden, die sich stets aufschwang und stets zurückgestoßen ward, der Sehnsucht nach der Frau, die er lieben konnte. Und wenn Das die Frauen begreifen, können sie auch verzeihen, daß er nicht den ersten Pfeiler der Brücke sah, die zum Uebermenschen führt: die stolze, starke Ueberzeugung des befreiten modernen Weibes, daß der Reichthum ihres Menschenwesens, daß ihr ganzer Persönlichkeitswerth — und nicht nur die Macht der Hingebung ihres Frauenwesens — die Voraussetzung für die Vervollkommnung der Liebe und der Mütterlichkeit ist. Und nachdem sie verziehen haben, dürfen sie sich nicht abhalten lassen, tiefe Wahrheiten über das ewig Bleibende in der Natur der Frau als Geschlechtswesens und in ihrer und des Mannes vom Geschlechtsgefühl bestimmten Sehnsucht nach einander von Nietzsche zu erfahren.

Nach der Begegnung mit Nietzsche dürfte es der Frau von heute so ergehen wie Psyche nach der Begegnung mit Pan, der sie ermahnt hatte, sich der Sorge des Suchens zu ent schlagen und mit leichter errungenen Freuden zu trösten: sie wird erneute Kraft fühlen, das große Ziel ihrer Sehnsucht zu erreichen. Wie Psyche, so hat auch die moderne Frau die Unmittelbarkeit und das einfache Glück verloren, weil sie versucht hat, das Wesen der Liebe zu ergründen. Auch sie wird erst nach langen Leiden in einem höheren Zustand beglückt werden und beglücken.

Toleranz.

Im vorigen Heft der „Zukunft“ ist gezeigt worden, wie es im deutschen Vaterlande um die Toleranz steht. Heute soll angegeben werden, welche Forderungen wir, als Volk, zu erfüllen haben, wenn wir uns von dem Flecken der Intoleranz reinigen wollen.

Zunächst muß jede Missionthätigkeit bei Christen der anderen Konfession aufhören, da sie eine schwere Beleidigung des anderen Theiles und dabei ganz vergebens ist. Die beiden Umstände, daß bei der Reformation die Völker, denen die neue Kirchenform angemessen war, ihr sofort zugefallen sind und daß sich seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts das Verhältniß der Konfessionen zu einander auf dem Erdenrund nicht mehr wesentlich verschoben hat*), beweisen für sich allein schon, daß die Kirchenspaltung eine durch den Entwicklungsprozeß mit Nothwendigkeit herbeigeführte Differenzirung war, die wahrscheinlich mit der Zeit noch weiter fortschreiten wird, deren Zurücknahme aber zu wünschen und zu erstreben, eine Thorheit und ein Vergehen wider die Natur ist. Die Katholiken haben denn auch, trotzdem aus ihrem Dogma die strenge Verpflichtung folgt, die „Ketzer“ zu bekehren, tatsächlich darauf verzichtet, „bekehren“ zu wollen, nämlich im Großen, durch organisirte Mission; sie haben nur noch Heidenmission, keine Protestantenmission. Im Einzelnen werden ja immer noch Bekehrungsversuche vorkommen; eine fromme Seele, ein rechthaberischer Kopf wird immer den Gatten, das Kind, den Freund für den eigenen Glauben zu gewinnen suchen. Das sind bedeutungslose Privatvorkommnisse. Die Protestanten klagen über römische Propaganda, so oft sich in protestantischen Gegenden Katholiken sammeln. Diese sind jedoch niemals belehrte oder abgefallene Protestanten, sondern immer nur eingewanderte geborene Katholiken. In Sachsen, wo die Furcht vor Rom und den Jesuiten am Größten ist, fallen die Uebertritte regelmäßig zu Gunsten der evangelischen Kirche aus; natürlich: die Mehrheit saugt immer die Minderheit auf, wenn deren Verluste nicht durch Zuwanderung kompensirt oder überkompensirt werden. Für das Jahr 1902 lauten nach der Schlesiſchen Zeitung die Zahlen: 53 Evangelische sind katholisch, 854 Katholische evangelisch geworden. Allerdings hat die Landeskirche etwas mehr verloren als gewonnen (1306 Personen verloren, 1023 gewonnen), aber von den meisten

*) Die Gegenreformation hat nur einige Landschaften wiedergewonnen, die dem Naturell ihrer Bevölkerung nach dem Protestantismus nicht völlig gehörten. Wo der Charakter entschieden ausgeprägt war, sind alle Anstrengungen fruchtlos geblieben; weder hat blutige Verfolgung die Iren protestantisch noch die Uebermacht spanischer Dore die Holländer katholisch gemacht.

Austritten haben die Sekten Nutzen gehabt.**) Das ewige Missioniren der Protestanten in katholischen Ländern ist, wie gesagt, eine beständige Beleidigung der Katholiken und macht zugleich die Evangelischen durch die Unzulangkeit des Erfolges lächerlich. Kehrt der Italiener, der Franzose seiner Kirche den Rücken, so werden sie nicht evangelische Christen, sondern Freidenker, Atheisten. Wenn reiche Engländer armen Italienern und Spaniern Schulen und Kinderbewahranstalten schenken, so ist Das ja ganz wunderschön, aber die dran hängende Proselytenmacherei ist weniger schön.

Die Katholiken dürfen das Dogma von der alleinseligmachenden Kirche nicht mehr öffentlich proklamiren und ihre Bischöfe müssen die innerliche religiöse Gleichberechtigung der evangelischen Kirchen offen und ehrlich und ohne Rückhalt anerkennen. Mit dem Höllendogma ist es ohnehin nicht schlimm, seit in jedem Katechismus gelehrt wird, daß die in gutem Glauben, ohne Schuld Irrenden selig werden können und daß den im Irrthum Geborenen, namentlich allen geborenen Protestanten, die bona fides nicht abgesprochen werden darf. Da nun kein Denkender, kein Gebildeter mehr an die Hölle glaubt, so ist auch kein Grund mehr vorhanden, das anstößige Dogma zu proklamiren, und die weltgeschichtliche Nothwendigkeit des Protestantismus ist so mit Händen zu greifen, daß bei den deutschen Bischöfen kaum noch bona fides vorausgesetzt werden kann, wenn sie sich weigern, die Gläubigen unter den Protestanten als echte und volle Christen anzuerkennen. Ueberhaupt müssen die deutschen Bischöfe, die in der Zeit des unglückseligen neunten Pius vor dessen Betschwestergarde gegen ihre bessere Ueberzeugung Schritt vor Schritt zurückgewichen sind, endlich einmal zum Jupiter Stator öden, Posto fassen und den Ro.h- und Weißröcken im Vatikan den Standpunkt klar machen. So lange wir nicht die unzweideutige, klare und kräftige Erklärung aus dem Munde des Papstes haben, daß die ihm vom Betschwesterkonzil zugesprochene Unfehlbarkeit sich nur auf Betschwester- und scholastische Narrenfragen bezieht und mit Staatsangelegenheiten nicht das Mindeste zu schaffen hat, daß von der Theologie des Thomas von Aquin nur die Glaubens- und Sittenlehre als maßgebend empfohlen wird, nicht seine Staatslehre (die, nebenbei gesagt, wie alle Philosophie eine — übrigens ganz gute — Abstraktion von der gleichzeitigen Wirklichkeit war) und daß die Protestanten in den Augen des katholischen Kirchenoberhauptes nicht Ketzer sind, sondern Christen einer anderen, der katholischen gleichberechtigten Konfession, so lange darf die preußische

**) Ergötzlich ist die Art, wie die sächsische Pastorenschaft die Wahrheit und die entgegengesetzte Einbildung gleichzeitig für den Kampf gegen Rom zu verwenden versteht. Ihre amtlichen Berichte eröffnet gewöhnlich ein Klagenruf über die drohend sich ausbreitende Macht Roms und am Schluß beweist sie dann mit den Konversionziffern die sieghafte Macht des lautereren Evangelii.

Regierung auch den Katholiken nicht volle staatsbürgerliche Parität zugestehen und muß Das dadurch kundgeben, daß sie ihnen die höchsten Staatsämter vorenthält. Natürlich nicht, weil sie zu dumm dafür wären; so geschick wie die protestantischen Corpsburschen sind sie schon lange. Auch nicht, weil ihre Verbindung mit dem Papste den Staat gefährden könnte. Der Papst ist politisch vollkommen ohnmächtig. Seine Herrschaft in seinem eigenen Ländchen konnte nur durch österreichische und französische Bajonnette aufrecht erhalten werden und mußte zuletzt der Volksmuth weichen. Vor seiner Schweizergarde braucht sich nicht einmal das Fürstenthum Vichstenstein zu fürchten, und wollte er noch einmal zur Wiederherstellung des Kirchenstaates Söldlinge werden, so würde ihm das Hohngelächter Europas antworten. Intriguen aber sind heute keine wirksamen politischen Mittel mehr; selbst die allerkleinsten modernen Staaten sind zu solide Gebilde, als daß ihnen eine Koalition von vi-letten Oberrüden und weißen Unterrüden einen Schaden zufügen könnte. Auch nicht aus dem abgedroschenen Grunde, den vor einiger Zeit der „Reichsbote“ wieder einmal angeführt hat: eine Kirche, die nicht nur als Staat im Staate, sondern als hierarchisches Weltreich den Staaten gegenüberstehe, müsse der Staat anders behandeln als die mit ihm selbst so eng verbundene und der Herrschaftsorganisation entbehrende evangelische Kirche. Ein Weltreich ohne politische Aktionmittel ist für den Staat kein Weltreich; ein solches ist es nur in der verzückten Phantasie der Gläubigen. Nein: gegen die genannten anmaßlichen Dogmen muß nur deshalb der Staat durch grundsätzliche Fernhaltung der Katholiken von den höchsten Aemtern protestiren, weil die Anstandspflicht es fordert; die Minister und die Oberpräsidenten sagen damit: Hält uns nicht ein, Leute in unsern Premium aufzunehmen, die uns im Herzen für Keger halten, so daß wir es nur der Gunst der gewandelten Zeiten zu danken haben, wenn sie nicht unsere Verbrennung beantragen. Auch müssen die deutschen Katholiken auf die unglaubliche Thorheit verzichten, durch Resolutionen die päpstlichen Präntensionen zu unterstützen. Vielmehr müssen sie dem Papst offen sagen, seine verdamnte Pflicht und Schuldigkeit sei, der albernen Gefangenschaftskomoedie ein Ende zu machen. Bewirkt ihn beim Ausgang ein römischer Gassenbube mit Schmutz (aber die italienischen Gassenbuben sind viel zu artig dazu und der Haß gegen den Vatikan ist vertraucht, seit das Volk nicht mehr die schlechte päpstliche Regierung zu erleiden hat), so dankt er mit dem Apostel, dessen Nachfolger er zu sein glaubt, Gott dafür, daß er um des Namens Jesu willen Schmach zu erleiden gewürdigt ward. (Apostelgeschichte 5, 41). Die weltliche Herrschaft sammt der sella gostatoria, dem byzantinischen Fußfuß und den byzantinisch-orientalischen Pfauenfederwedeln sind Produkte der historischen Entwicklung, gewiß, und man darf der katholischen Kirche keinen Vorwurf daraus machen. Aber sie sind die vor

allen christlichen Gemüthern wie vor den Augen aller Spötter kompromittirendsten von allen Produkten der historischen Entwicklung und alle aufrichtig frommen Christen müssen Gott innig dafür danken, daß er durch die neuere Entwicklung wenigstens den allergrößten Skandal, den Kirchenstaat, hinweggeräumt hat. Hätte der bigotte Pius noch länger gelebt, so hätte er allem Unheil, das er über die Kirche gebracht, wahrscheinlich auch noch das allerunenträglichste beigefügt: die Dogmatisirung der weltlichen Herrschaft des Papstes. Der Phantasie der Katholiken hatte sich diese Herrschaft schon als ein wesentlicher Bestandtheil ihrer Kirche eingepägt. Daß sie nun zerstört worden und daß ihr jede Aussicht auf Wiederherstellung für immer abgeschnitten ist, kann die Katholiken mit der Zeit in die richtige Bahn hineinbringen, die zur theoretischen Verständigung mit den Protestanten führt (zur praktischen führen die gemeinsame soziale und Liebesarbeit und die liturgische Kunstpflege): in die Bahn der historischen Auffassung; war die weltliche Herrschaft des Papstes ein historisches Produkt, das von der Entwicklung aufgelöst wird, wenn seine Zeit vorüber ist, so wird wohl das Selbe noch von manchem anderen Stück gelten, das zum Wesen der Kirche gerechnet worden war.

Der zweite Paragraph des Jesuitengesetzes muß fallen und fallen müssen die Hindernisse freier Religionübung, die im Reich für die Katholiken (auch für die Reformirten!) noch bestehen; die Politik eines großen Reichs kann nicht ewig Rücksicht nehmen auf die Empfindlichkeiten beschränkter sächsischer Spießbürger, eigeninniger braunschweigischer Bureaucraten und mecklenburgischer Junker und Professoren (die Universität Rostock glaubt sich, wenn ich nicht irre, zum Hort des reinen Lutherthumes berufen).

An sich ist es Bevölkerungen, die sich noch der Glaubenseinheit erfreuen, nicht übel zu nehmen, wenn sie sie aufricht zu erhalten wünschen. Das Eindringen Andersgläubiger empfinden sie mindestens als eine unbehagliche Störung. Zwar begrüßt eine gebildete protestantische Honoratiorengesellschaft einen anziehenden katholischen Richter, Rechtsanwalt oder Arzt nicht allein mit aufrichtiger Freundlichkeit, sondern sogar mit aufrichtiger Freude: ist er doch als ein Menschenkind anderer Art ein interessantes Object und eine kleine Abwechslung in der kleinen Garnison. Aber im norddeutschen Landvolk und Kleinbürgertum leben die düsteren Bilder von den Papisten fort, mit denen dreihundertjährige Polemik ihre Phantasie angefüllt hat, und noch am Anfang des vorigen Jahrhunderts soll man in Pommern, wenn ein Katholik anzog, ärgerlich nach seinen Füßen geschiel haben. Der katholische Bauer aber sieht den einwandernden Protestanten schon deshalb nicht gern, weil er weiß, daß der Römmling die katholischen Bräuche, die Volksgebräuche und als solche dem Volk lieb und unentbehrlich geworden sind, im Herzen verachtet und verspottet. Bleibt es nicht bei einem Anzügler,

sammelt sich eine Gemeinde, so wird die Unbequemlichkeit empfindlich. Auf diesem Gebiet nun erhebt der Katholik größere Ansprüche und hat diese um der Toleranz willen einzuschränken. Er darf nicht gar zu viele äußerliche Zeichen seiner Frömmigkeit öffentlich ausstellen. Der Protestant muß verdrießlich werden, wenn ihn in der Hausflur eines bözener Hotels ein riesengroßer Kreuzifix erschreckt. Geht er doch nicht auf die Ferienreise, um sich abzutöten; die Abtötung kommt dann schon wieder von selbst in der häuslichen, in der Schul- oder Schreibstubeplage. Dagegen finde ich es nicht gerechtfertigt, wenn sich die Protestanten über katholische Prozessionen beschweren. Warum sollen die Katholiken nicht mit flatternder Fahne, Kerzen und Rauchfässern einen Umzug um die Kirche, um den Markt, um die Felder oder eine Wallfahrt nach einer romantisch gelegenen Kapelle veranstalten, wenn es ihnen Spaß macht? Au Das ist wirklich sehr hübsch und bereitet namentlich den Kindern unglaubliches Vergnügen. Am Wenigsten in unserer Zeit der zahllosen Umzüge von Kriegervereinen, Turnern, Sängern, Radlern hat man ein Recht, darüber zu raisonniren. Und was die Verkehrsförderungen betrifft, so verursacht deren das Militär allein schon viel mehr als alle Prozessionen. Aber die Katholiken dürfen für ihre Umzüge keine Ehrenbezeugungen, sondern nur Schutz vor Verhöhnung und vor Störungen fordern. Und deshalb müssen sie an Orten, wo die Prozession auch nur einem Protestanten begegnen kann, entweder auf „theophorische“ Prozessionen außerhalb der Kirche gänzlich verzichten oder von der Forderung absehen, daß „das hochwürdigste Gut“ von den Vorübergehenden mit Entblößung des Hauptes oder gar mit Kniebeugung begrüßt werde. Daß in Oesterreich die Unterlassung dieser Ehrfurchtsbezeugungen noch kriminell geahndet wird, ist ein unerträglicher Skandal. Der echte Germane bequemt sich gleich dem alten Griechen zu keiner Proskynesis; er spricht auch mit seinem Gott stehend; und vor der Hostie auch nur den Hut abzunehmen, muß er für unverzeihliche Idolatrie halten. Gewiß: die Katholiken sind keine Brotanbieter; sie beten in der Hostie den Mensch gewordenen Gott an. Aber nur von Kindheit auf daran gewöhnte Köpfe vermögen sich in die scholastische Ungeheuerlichkeit zu finden, die durch das Wort Transsubstantiation bezeichnet wird. Wer Verständniß für Musik hat, vermag sich einigermaßen vorzustellen, daß der verkörperte Gottmensch, wenn Zwei oder Drei in seinem Namen versammelt sind und das Gedächtnißmahl feiern, das er eingesetzt hat, mitten unter ihnen ist. Aber nimmermehr wird ein nicht voreingennommener Verstand sich zu dem Glauben bringen lassen, daß der Gottmensch, daß Gott in Hostiengestalt herumgetragen werden könne. Wie in der Frankfurter Zeitung einmal erzählt wurde, hat der Domkapitular Dr. Schädler in Bamberg eine erzbischöfliche Verordnung veranlaßt, wonach die Drehtabernakel abgeschafft werden sollen,

weil es unwürdig sei, „den Herrgott Caroussel fahren zu lassen.“ Aber alle übrigen mit der Hostie vorgenommenen Manipulationen sind bei der Voraussetzung des Glaubens an die Transsubstantiation eben so unwürdig und deshalb kann kein unverschrobener Kopf mit völlig entwickeltem Denkvermögen diesen Glauben annehmen oder auch nur entschuldbar finden.

Die Evangelischen bereiten in dieser Hinsicht den Katholischen keine Unbequemlichkeiten. Um aber nicht gar zu anspruchlos zu erscheinen, erheben sie seit einigen Jahren die Forderung, daß der Karfreitag als öffentlicher Feiertag anerkannt werde, und haben sogar ein Gesetz veranlaßt, sind aber, wie die Verhandlungen der letzten Generalsynode beweisen, mit der Durchführung dieses Gesetzes noch lange nicht zufrieden. Ich habe wiederholt den Protestanten begreiflich zu machen gesucht, daß die Zumuthung an die Katholiken, den Karfreitag als Festtag zu begehen, ungefähr so klingt, wie wenn man einen über den Tod des geliebten Weibes tief betrübten jungen Ehemann für den Begräbnistag zum Ball einlade. Aber norddeutsche Pastoren begreifen so wenig wie schottische Puritaner, welcher Unterschied zwischen einem Festtag und einem Trauertag ist. Die Katholiken mögen mit dieser auf angeborenem Mangel an ästhetischem Empfinden beruhenden Schwäche Nachsicht üben und dem Stiefbruder den Willen thun, zumal ihnen ja nicht zugemuthet wird, bei Pauken und Trompeten zu tanzen. Die Nachgiebigkeit legt ihnen weiter kein Opfer auf, da sie in Deutschland ohnehin gewohnt sind, den Karfreitag — zwar nicht als Festtag zu begehen, was sie wirklich nicht können, aber — mit Andachtübungen auszufüllen so daß ihnen für Handwerksarbeiten und Geschäfte, deren Erledigung an diesem Tage sie nicht für Sünde halten, wenig oder keine Zeit bleibt.

Nun hätten wir noch der Schulfrage zu gedenken. Die Katholiken und die Konseroativen stützen sich mit Recht auf die preussischen Traditionen, von denen ja die des 1886 annectirten Nassau allerdings abweichen; aber in Altpreußen ist die konfessionelle Schule die normale. Man hat eingewendet, die Konfessionalität sei in keinem Gesetz, in keiner königlichen Verordnung ausgesprochen. Mein Material reicht zur Prüfung dieser Behauptung nicht aus. Sollte sie aber auch begründet sein, so würde sie gegen die preussische Tradition nichts beweisen: das Selbstverständliche spricht man in Gesetzen nicht aus. Die Schule ist als ein Sproß der Kirche entstanden, Geistliche sind die ersten Lehrer gewesen, später, als ein weltlicher Lehrerstand erwuchs, Schulleiter und Theilnehmer an der Lehrthätigkeit geblieben, Friedrich der Große hat nach der Eroberung Schlesiens die Schule ganz und gar der Kirche beider Konfessionen „ausgeliefert“ und jeder Schritt der Säkularisirung der Schule, die freilich nicht ausbleiben konnte, ist durch einen besondern gesetzgebenden Akt vollzogen worden. Daß einige hundert Simultan-

schulen vorhanden sind, beweist nichts gegen das Prinzip, denn jedes Prinzip findet seine natürliche Grenze an der Unmöglichkeit der Durchführung.

Dennoch möchte auch ich nicht, daß die Konfessionalität der Volksschule als Gesetz ausgesprochen würde, denn ich hoffe auf eine Verständigung und Annäherung (nicht Vereinigung!) der Konfessionen, die eine gedeihliche Wirksamkeit der Simultanschulen ermöglichen wird. Vorläufig und noch auf lange hin ist von solchen nichts Gutes zu hoffen. Die katholische und die protestantische Auffassung gehen noch so weit auseinander, daß Weltgeschichte und Literatur nicht gelehrt werden können, ohne daß sich die Schüler entweder der einen oder der anderen Konfession verächtlich fühlen. Dazu kommt die Befürchtung sowohl der Katholiken wie der gläubigen Protestanten, ein liberaler Kultusminister könne einmal dem Ansturm der „freien Geister“ nachgeben und statt der mosaischen Schöpfungsgeschichte Haedels Anthropogenie einführen. Fürs Gemüth ist nicht gesund, wenn es schon in der Kindheit zerrissen wird; es soll sich in einer gleichförmigen Welt- und Lebensansicht entfalten. Erst wenn der Charakter fertig ist, kann es ohne Schaden den Stürmen der Zweifel und der Entscheidungskämpfe ausgesetzt werden.

Die Katholiken haben aber noch den besonderen Grund, sich gegen die Simultanschule deshalb zu sträuben, weil sie nicht ehrlich gemeint ist: unter dem Namen Simultanschule soll ihnen die protestantische aufgezwungen werden. Als Typus der preussischen Simultanschulen kann man die gemäß der Stiftung simultane Ritterakademie in Liegnitz ansehen, deren simultaner Charakter dadurch gewahrt zu werden pflegt, daß man entweder einen katholischen Reitlehrer oder einen katholischen Zeichenlehrer anstellt. Die katholischen Blätter berichten fast allwöchentlich über Fälle, wo an Simultanschulen, selbst an solchen mit überwiegend katholischer Schülerzahl, alle oder die meisten Lehrer protestantisch sind, ferner über Fälle, wo eine Gemeinde gezwungen wird, wegen einiger Duzend protestantischer Kinder eine evangelische Konfessionsschule zu gründen, endlich über Fälle, wo den Katholiken die Errichtung einer eigenen Konfessionsschule nicht zugestanden wird, mögen auch hundert bis zweihundert katholischer Schüler die evangelische oder Simultanschule besuchen. Das Wort Simultanschule ist also in Preußen gewöhnlich nur ein Euphemismus für evangelische Schule.

Eben so ergötzlich wie belehrend ist in dieser Beziehung der trierer Schulstreit verlaufen, bei dem die Katholiken zwar in einigen, aber nicht in allen Stücken Unrecht hatten. Die dortige evangelische Höhere Töchtertschule war in der Zeit, da sich Trier gleich den meisten anderen katholischen Städten noch eines liberalen Regiments erfreute, zur Simultanschule gestempelt worden, in der selbstverständlichen Voraussetzung, daß diese Maßregel, die der Anstalt die katholischen Mädchen zuführen sollte, ihren evangelischen Charakter nicht

beeinträchtigen werde. Der Wandel der Zeiten und die letzten Streitigkeiten haben aber die Anstalt wirklich simultan gemacht, — und nun jammern die protestantischen Organe, allen voran die Tägliche Rundschau, evangelische Mädchen würden genöthigt, von einer katholischen Lehrerin Geschichtsunterricht zu empfangen und katholisirende Lehrbücher zu gebrauchen; den Evangelischen sei ihre evangelische Schule geraubt worden! Also die Konfessionsschule muß vorläufig noch die Regel bleiben; mit vernünftigen Ausnahmen natürlich. Statt für zwanzig oder auch für fünfzig Kinder eine besondere Schule zu errichten, wird es immer zweckmäßiger sein, sie in die drei oder sechs Klassen der Schule der anderen Konfession zu vertheilen. Ziehen jedoch die Familienväter um der Konfession willen die schlechtere Schulung ihrer Kinder vor, so muß man auch in diesem Fall des Menschen Willen als sein Himmelreich gelten lassen.

Wenn wir diese Ziele vor Augen hätten, könnten wir in einigen Jahrzehnten wohl in Deutschland aus dem elken und unfruchtbaren Konfessionsgezänk herauskommen, — wäre auf beiden Seiten nur guter Wille vorhanden. Ob er aber in ausreichendem Maße vorhanden sein wird?

Reiffe.

Karl Zentsch.



Anzeigen.

Hugo Salus, Novellen des Lyrikers. Zweite Auflage. Berlin, Egon Fleischl & Co.

Die Leute, die zu thun haben, wenn Andere dichten, streiten sich jetzt weidlich herum, ob diese „Novellen des Lyrikers“ auch wirklich „Novellen“ sind oder nicht. Sollte mans heutzutage noch für möglich halten? So hängt uns also noch immer das Zäpflein hinten und Schablonisiren und Kategorisiren ist noch immer die Seele von Tauschen Kritik? Salus hat doch deutlich gesagt, daß er „Novellen eines Lyrikers“ geschrieben hat, und dieser famose Titel kann wohl allenfalls eine neue Richtung für Prosawerke schaffen, schließt aber doch von vorn herein jede Tagirung und jeden Vergleich aus. Zum Glück ist man bei Bezopften und Unbezopften so ziemlich darüber einig, daß es sich hier um wahrhaftige Kunstwerke handelt, ob sie nun das Novellenpatent besitzen oder nicht. Eigenthümlich ist diesen feinen Ich-Geschichten, die so persönlich anmuten, daß sie wie aus einem grohangelegten Tagebuch herausgeschnitten scheinen, ihre Entwicklung aus dem Symbol. Dichterseelen sind hellsehend und für Salus sind die seltsamen Zusammenhänge zwischen den Dingen und ihren Wirkungen, zwischen dem Stoff und dem Geist eine märchenreiche Domäne, in der seine starke Phantasie sich — fast möchte man sagen: „mit Behagen“ — ergeht. Das ist es auch, was diesen Dichtungen in Prosa ihre besondere Tiefe und Nachwirkung verleiht: Salus fabulirt in einem Lande, das nicht auf der Oberfläche der Empfindungen liegt; man muß gewillt sein, ihm ins Symbolische und oft auch bis ins Mystische zu folgen. Das gilt allerdings nicht von allen Stücken seines Buches;

bei manchen herrscht scharfe Deutlichkeit und die Erzählung fließt sicher dahin wie ein wohlbeingedämmtes Bächlein. Bei anderen Stücken aber tritt die Symbolik in ihr Recht, der Phantasie des Lesers (wenn er eine hat) ist dann ein wohlthuender Spielraum geboten und er kann auch gewissermaßen (wenn ers kann) ein Bißchen mitdichten. In dieser intensiven Mitbetheiligung des Lesers liegt dann die dauernde künstlerische Nachwirkung.

Eine Schwalbe, die in den Rachen eines hölzernen Todes fliegt, als Dieser eben, als Spielzeug einer Thurmuhre, zum Stundenschlag die Kinnladen öffnet, und die nun im Innern des Todes gefangen bleibt, bis die nächste Stunde sie wieder befreit: ein prächtiges Gleichniß für eine am Leben irtgewordene, verzweifelte Jünglingsseele, die eine Stunde lang den Schauern der Vernichtung preisgegeben ist, bis sie, mit neugewonnenem Lebensmuth, wieder dem Licht und der Freiheit entgegenfliegt. In dieser Erzählung von der Schwalbe (und nicht in dieser allein) kommt Salus unserem lieben Meister Gottfried Keller in wunderliche Nähe. Noch bezeichnender für den Erzähler Salus ist wohl aber die feine und seltsame Geschichte „Hände“, in der sich uns ganz neue Empfindungsgebiete erschließen. In einem Sterbenden wird in der Nacht der Arzt und der Priester gerufen; und nun stehen Beide an seinem Lager und Jeder thut das Seine. Da bricht der Mond mit gespenstischem Leuchten durch das Fenster und nun reden die salbenden Hände des Priesters, die forschenden Hände des Arztes und die stillen, vergehenden Hände des Sterbenden im fahlen Mondlicht eine tief ergreifende Sprache. Drei einander fremde und ferne Welten, drei ungeheure Reiche aus dem Weltall der menschlichen Seele berühren sich in diesen Händen. Solches Hervorzubern großer Ausklänge aus alltäglichen Geschehnissen ist für Salus sehr charakteristisch. Die tiefen Wirkungen dieser von der Frömmigkeit eines wahren Dichters verklärten Erzählungen entschleiern sich freilich eher einem naiv empfänglichen Gemüth als einem kritischen Kopf.

Wien.

Franz Karl Winkley.

Weiberhaß und Weiberverachtung. Eine Erwiderung auf die in Dr. Otto Weiningers Werk „Geschlecht und Charakter“ geäußerten Anschauungen über „die Frau und ihre Frage“. Verlag Stern & Co., Wien.

Ich habe versucht, die Wege zu verfolgen, die ein genialischer, aber, wie ich glaube, manisch verfolgter, zornmüthiger Geist eingeschlagen hat, um ein großes begriffliches Material nach einer vorgezeichneten Tendenz zusammenschmieden, um die Ergebnisse einer tiefen, aber durchaus nicht „voraussetzungslosen“ Forschung in ein System zu bringen, um eine abnorme, dem Leben feindliche Aversion als normal und einzig sittlich darzustellen. Die Argumente, auf die sich dieses Phänomen einer abgrundtiefen Weiberverachtung, die dem Verfasser das Problem der „Frau und ihrer Frage“ in die salzigste Perspektive rückte, stützt, diese Argumente, mit denen es steht und fällt, ergaben sich naturgemäß als identisch mit Vernichtungstendenzen, die das Leben ausstößt. Daß aber dieses Werk, das besonders nach dem Selbstmord des Verfassers auf weite Kreise sensationell wirkte, trotz all seinen Widersprüchen schließlich doch für eine Vermenschlichung des Weibes eintritt (nennt es sie auch fälschlich Vermännlichung),

giebt uns die Berechtigung, den Geist, der es schuf, als einen Theil „von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft“, zu betrachten.

Wien.

Brete Weisel-Heß.

Ellen Oestjerne. Eine Lebensgeschichte von F. Grafin Reventlow. Verlag Dr. J. Marchlewski & Co., München 1903.

Liebe Ellen Oestjerne, nun hat man Ihre Geschichte erzählt; und ich finde Das gut. Ich finde, daß Ihr Leben eins von denen ist, die erzählt werden müssen, und ich glaube, daß man es vor Allem jungen Menschen erzählen muß, jungen Mädchen und jungen Männern, die das Leben anfangen wollen und nicht wissen, wie. Das ist ja nun leicht, da ein Buch geschrieben worden ist, darin Alles steht, was Sie bis jetzt erlebt haben; ehemals war es schwerer, da Das, was man jetzt lesen kann, noch Leben war und geschah, Ihr Leben war, Ellen Oestjerne. Da konnte man es Keinem, der eine Hilfe brauchte, in die Hand geben; man konnte nicht einmal davon sprechen, denn man konnte es nicht. Man konnte es nicht, erstens, weil es im Werden war, weil Das und Jenes, wovon jetzt gesprochen werden kann, noch nicht geschehen war, und dann: man konnte es nicht, weil Keiner des Anderen Leben kennen kann, selbst seines nächsten und liebsten Menschen Leben nicht, selbst das Leben Dessen nicht, den er geboren hat. Oder irre ich mich, Ellen Oestjerne? Haben Jahre der Einsamkeit mich dem Menschenverkehr zu sehr entfremdet oder habe ich ihn vielleicht in einem Leben, das nie recht an Menschen angeschlossen war, immer zu gering eingeschätzt? Haben diese Menschen, die Ihnen nah begegnet sind, haben diese Männer (junge Männer und Ältere) Ihr Leben gekannt? Diese Erfahrenen, bei denen Sie, liebes muthiges Kind, das Leben gesucht haben, das Glück und die Freude, all das Fremde, nach dem Ihre Sehnsucht in banger, beengter Kindheit gewachsen war, haben sie gewußt, wer da zu ihnen kam mit seinem großen, starken Verlangen? Ist einer von den Männern, die Sie geliebt haben, Ellen, anders geworden, weil er Sie einen Augenblick lang besitzen durfte, Sie, Ihre Jugend und Ihre weite, ungeduldige Seele? Ich fürchte, Ellen Oestjerne, sie sind Alle zurückgeblieben, dort, wo sie waren, wie die Menschen zurückbleiben an ihren geringen Geschäften, wenn ein Frühlingstag licht und flüsternd vorübergeht. Wann hätte auch ein Mann Zeit gefunden, das Leben eines Mädchens, das er liebt, zu erforschen? Er glaubt, es beim ersten flüchtigen Begegnen zu kennen, und später vergißt er's; denn noch ist es den Männern zu neu, einen Menschen zu lieben, einen ganzen Menschen, der ein eigenes, ungewisses, wachsendes Leben hat und allein ist. Es ist sehr schwer, Ellen Oestjerne, einen einsamen Menschen zu lieben, einen, der schon als Kind einsam war; erinnern Sie sich, daß schon Ihre Eltern es nicht gekannt haben? Ihr Vater hat es immer wieder versucht; daß aber Ihre Mutter so voll Feindschaft gegen Sie war, hat vielleicht noch einen anderen Grund. Sie müssen bedenken, daß (so fern die Menschen auch von einander sind) doch Einer auf den Anderen wirkt, nicht mit dem Leid, das er gerade leidet, oder mit der Freude, in der er blüht, — als Masse gleichsam mit seinem ganzen Schicksal. Ihre Mutter hat in Ihnen ihr Schicksal gehaßt und seine Schwere; die Last der großen Armut, in der Sie leben, diese Noth und diese Verlassenheit hat sie gehaßt, der sie nicht gewachsen gewesen wäre; den einsamen Sieg, den Sie sich errungen

haben, hat sie gekostet, weil sie ihn nicht errungen hätte. Es war Ihr Schicksal, Ellen Oestjerne, das, noch ehe es geschah, Ihnen die Mutter nahm; Ihr Schicksal hat Ihnen, da es sich vollzog, viele Menschen genommen; aber jetzt, da ein Theil davon vergangen ist, sollte es Keinen geben, der Sie lieb hat gerade um dieses Schicksals willen? Wenn es Keinen giebt, Ellen Oestjerne, dann könnte ich Ihnen wünschen, daß Sie sich verwandelten und würden gleich gewissen Einsamen, die aufgehört haben, unter den Leuten das Leben zu suchen, und die Alles von den Dingen erwarten. Dann wünschte ich, Niemand wäre in Ihrer Erinnerung, nur das Meer, das große graue Meer Ihrer Heimath, Schloß Revershus und sein Park und die kleine nordische Küstenstadt hinter den Deichen; Bäume und Blumen nur und Dinge, die Ihnen lieb waren, und vielleicht ein Thier, ein Hund vielleicht, — der Hund, der in Ihrer Kindheit vorkommt. Aber ich erinnere mich, daß damals, als Ihr Leben sehr schwer war, in der selben Stadt einige junge Menschen wohnten, junge Mädchen und junge Männer, die, aus der Ferne gleichsam, Ihr Schicksal fühlten und seltsam davon ergriffen waren. Das waren Anfänger des Lebens, Einkische, denen es unendlich viel bedeutete, zu wissen, daß Sie das Leben wollten, obwohl es hart war; daß Sie, obwohl Alles dagegen sich erhoben hatte, Ihr Leben wollten, dieses Leben, daß Sie sich ganz allein gemacht hatten, wie Einer, der sich im Reiter mit nichts eine Welle macht, ohne es jemals gelernt zu haben. Wenn für diese jungen Leute Tage kamen, da sie ihr eigenes Dasein schwer empfanden, sagten sie sich, daß sie dazu kein Recht hätten, weil sie nicht hungerten. kamen Stunden, da das Leben ihnen glücklos schien, so gedachten sie eines jungen Mädchens, das mit Armuth und Krankheit rang und für welches Glückseligkeit hieß: im Hospital von Arbeit, Muth und Operirtwerden auszuruhen und in den Händen schweigsamer Schwestern leise zu heilen. Und wenn diese jungen Menschen, die in der Zeit der vielen Uebergänge standen, von jener schwankenden Stimmung erfaßt wurden, die voll Todessehnsucht war, dann gaben sie sich in Beschämung zu, daß sie den Tod nicht kannten, nicht so kannten wie Ellen Oestjerne, die das Leben so sehr liebte. . . Ich erinnere mich, daß es einige solche junge Menschen gab, Ellen Oestjerne, und ich glaube, daß man das Buch, darin Ihres Lebens Geschichte erzählt wird, Denen in die Hand geben muß, die das Leben beginnen wollen und nicht wissen, wie. Sie werden, wenn ich mich nicht irre, dieses Buch, über seine Einzelheiten fort, als Ereigniß fühlen, ganz wie jene Anderen die Nähe Ihres Schicksals fühlten, da es geschah. Begreifen Sie es, wenn dieses Schicksal, da ich es übersehe, mir als ein einsames Schicksal erscheint? Kann Ellen Oestjerne, die sich so selig den Menschen gegeben hat (weil sie meinte, daß die Menschen das Leben sind) eine Einsame geblieben sein? Viel spricht dafür; denn Die, auf welche ihr Leben gewirkt hat, kommen darin nicht vor. Macht es Sie traurig, Ellen Oestjerne, daß Sie eine Einsame sind? Daß auch Ihr Kind nichts daran ändern wird? Denn Sie wissen, daß es im Wesen der Kinder liegt, anders zu sein, fern zu sein, fern von allen Erwoachsenen. Einsame wirken in die Ferne. Und deshalb ist mir, als wäre es gut, daß Sie einsam sind. Wie könnten Sie sonst in die Ferne Ihres Kindes hineinreichen, weit in sein Leben hinein? So aber können Sie es. Und Das wollten Sie doch. Das war es doch, was Sie wollten, liebe Ellen Oestjerne?

Die Börse im Krieg.

Korea ist reich an werthvollem Gestein. Wer die Japaner die Briten des fernem Ostens nennt, mag in Korea das Transvaal dieser Engländer sehen. Natürlich hinnt auch dieser Vergleich, wie alle anderen; wenn man sucht, findet man aber allerlei Aehnlichkeiten. Im Silberglanz hehrster Selbstlosigkeit, wie einst England, zieht auch Japan in den Streit. Versunken und vergessen war die feierliche Zusage Salisburys, England werde und wolle keinen Zoll neuen Landes erobern, sondern sich begnügen, der Freiheit der Utländer eine Waffe bahnen. Versunken und vergessen ist in weniger als Jahresfrist die edle Parole des Mikados: Korea unabhängig, China unantastbar! Ueberall Faux-monnayours der hohen Politik. Der Jahresertrag der koreanischen Goldbausbeute ist im lezten Austrum von fünf rasch auf zehn Millionen Mark gestiegen; für ein Land, das eben erst begonnen hat, eine ganz hübsche Steigerung. Da macht der Geschäftssinn sich bezahlt. Und die Japaner sind nicht umsonst zu uns Auenbländern in die Schule gegangen. Der allergrößte Theil des koreanischen Goldes wandert über die Meeresstraße nach Japan hinüber. Bezahlt wird in Nickelgeld; das Nickel ist echt, falsch aber die Prägung, die der billigen Scheidemünze erst ihren Kennwerth verleiht. Schmuggler laden die Kontrebande bei Nacht und Nebel an einsamen Stellen des Ufers ab. Kein Wunder, daß den Russen ein Rauffahrer nach dem anderen von ihren wackeren Feinden gekapert wird. Die Japaner sind mit ihrer See so vertraut wie der Wilderer mit allen Höhlen und Schluchten in seinen Bergen. Den koreanischen Zollkattern fielen im vorletzten Jahr solche falsche Nickel im Werth von fast einer halben Million Mark in die Hände; danach kann man ermessen, wie viele unbemerkt ins Land gedungen sind. Gold ist nicht der einzige Bodenschatz Koreas. Auf der Halbinsel wird auch Silber, Kupfer, Eisen, Kohle und Petroleum in Mengen gefunden, die den Appetit des ausländischen Kapitals reizen können. Wie die Buren, lieben auch die Koreaner den Fremdling nicht, der zu ihnen kommt, um aus ihrem Lande herauszutragen, was in die Säcke geht. Sie waren glücklich, ehe ihr Staat zu den Goldländern zählte, und glaubten, sich des Glückes in alle Ewigkeit erfreuen zu dürfen. Da sie in ihrem Kalkül aber die Macht des internationalen Kapitals außer Betracht ließen, kamen sie zu einem groben Rechenfehler. Als der alte Präsident Krüger gegen den Ansturm der modernen Welt eine Stütze brauchte, berief er Herrn Beyds, den jungen Doktor der Rechte, aus Holland an seine Seite. Den Kaiser von Korea trieb vielleicht das selbe Gefühl, als er vor einiger Zeit von der berliner medizinischen Fakultät die Entsendung eines Zahnarztes an den Hof von Seoul erbat. Die Gelben sind von anderem Schlag als die Kaukasier und es mag sein, daß den Einen Zahnschmerzen verursacht, was den Anderen Kopfschmerz macht. Nützen wird der berliner Zahnarzt dem Kaiser von Korea eben so wenig, wie der junge Jurist aus dem Haag dem eigensinnigen Krüger-genügt hat. Vielleicht treffen sich eines Tages alle Vier in beschaulichem otium cum dignitate an der Riviera. Das feierliche Versprechen der Japaner wird die koreanische Majestät sicher nicht vor der Entthronung schützen. Die Falschmünzerei blüht wieder einmal. Die Japaner — kein vernünftiger Mensch wirds ihnen verübeln — führen den Krieg, um

Korea zu erobern, nicht, um es sich selbst zu überlassen und den Streit um die Vorherrschaft ins Unabsehbare zu verlängern. Daran ändern alle Phrasen nichts.

Lüge zeugt Lüge. Aus Heuchelei erwuchs dieser Krieg und ein heuchlerisches Wesen wirkt in allen Ereignissen fort, die mit ihm zusammenhängen. Japan hat Rußland den Krieg erklärt; den Wertpapiermarkt rüttelt am ersten und, da sich das Kriegsglück gegen den älteren, weit wichtigeren Nachtfaktor kehrt, auch am zweiten Tag eine heftige Panik: und plötzlich, mit elementarer Gewalt, drängt sich der alte Zwist über das Börsengesetz an die Oberfläche. Weil die Bestürzung über Rußlands Noth, die bange Scheu vor möglichen Verwickelungen den laut angepriesenen Segen einer neuen Konjunktur zu vernichten droht, erhebt sich ein wildes Wehgeschrei ob der Weigel, die der Börse geslochten ist, und das Börsengesetz wird als das schlimmste Unheil verflucht, unter dem unsere Wirtschaft leide. Eine „ernste und wahrhaft nationale Aufgabe“, so lasen wir, sei es nun für die Staatsregierung, ohne Säumen die Börsenreform zu gewähren. Diesen Appell an den Reichskanzler fand ich in der Kölnischen Zeitung und ähnliche Sätze standen in vielen anderen Blättern. Ist der Krieg etwa eine Folge des deutschen Börsengesetzes? Kann der Reichskanzler im Bunde mit einer Reichstagsmehrheit uns von den üblen Wirkungen befreien, die dieser Krieg auf unser Wirtschaftsleben zu üben droht? Wer blind seiner Zeitung vertraut, muß glauben, aller Jammer werde enden, sobald das Reichsgesetzblatt die frohe Botschaft bringe: Der Handel auf Zeit ist fortan in allen Börsenpapieren gestattet; der Einwand von Spiel und Wette ist bei Börsengeschäften unzulässig und diese Geschäfte sind von allen Stempelabgaben frei. Das Alles ist nicht sehr ernst zu nehmen und Graf Bülow hat wahrscheinlich nur schelmisch gelächelt, als sein kölnisches Sprachrohr plötzlich ohne Inspiration zu reden begann.

Daß die Regierung gerade jetzt die Emission der 70 Millionen preußischer Konsols zuließ, war ein recht schlimmer Fehler, weil danach Jeder annehmen mußte, daß die Maßgebenden an der Erhaltung des Friedens nicht den geringsten Zweifel hegten. An dem selben Tage, wo die Begebung bekannt wurde, entstand der Bruch zwischen Rußland und Japan und es war nur natürlich, daß die ahnungslos überraschten deutschen Börsen alle Fassung verloren. Jetzt aber soll die ganze Schuld darin zu suchen sein, daß wir keinen Terminhandel, also auch keine Kontremine haben. Als ob es den Papieren, in denen der Handel auf Zeit gestattet ist, viel besser ergangen wäre als den anderen! In London und Paris, die politisch richtiger informiert und deshalb besser vorbereitet waren als Berlin, wurde der Schlag, den der Ausbruch des Krieges dem Geschäft versetzte, fast eben so stark geföhlt. Fast; nur hatte das von Syndikatshoffnungen und Fusionen berauschte Deutschland eine andere Tendenz als England mit seinem Goldminenleid und Frankreich mit seinem Kongregationenweh. Schon am dritten Tag hatte übrigens gerade unser Kassamarkt sich wieder erholt. Damit waren die lautesten Behauptungen der Börsenreformer entkräftet. Während war die pärtliche Liebe, die der Kontremine gespendet wurde. Wahre Hymnen sang man ihr vom Rhein bis zum Belt; und wenn es zufällig gelungen wäre, einen von den Märtyrern dieses Berufes, meinetwegen Herrn Placzek, in persona aufzutreiben, so hätte man ihm wahrscheinlich, wie einer jubelirenden Diva, die Pferde ausgespannt. Wie verwerflich die große Effektenpekulation à la baisse ist: dafür

scheint den braven Leuten, die sich für die Reform des Börsengesetzes erhitzen, das Gefühl verloren zu sein. Die Aenderung des Börsengesetzes ist nöthig; darüber ist gar nicht mehr zu reden und die Zauderpolitik der Regierung, die nicht Farbe zu bekennen wagt, ist nicht zu rechtfertigen. Aber die tönenden Phrasen, mit denen die Freischärler der Börse sich in den russisch-japanischen Krieg stürzten, um als Beute die Aufhebung des Differenzeinwandes und die allgemeine Zulässigkeit des Terminhandels heimzuschleppen, haben den Klang von falschem Geld. Mit diesen Argumenten ist nicht viel zu machen. Am Wochenschluß wagte man sogar schon, den Russenbankkurs sacht in die Höhe zu treiben, und dem Montanmarkt schien wieder eine — freilich noch bleiche — Wintersonne. Dabei wirds wohl nicht bleiben. Wie sich im Verlauf dieses unabsehbaren Krieges aber die Lage der internationalen und unserer deutschen Wirtschaft gestalten wird: auf diese Frage kann uns leider kein noch so modernisiertes Börsengesetz tröstliche Antwort geben.

In all dem Getöse blieb die Erhöhung der Dividende auf die Aktien der kanadischen Pacificbahn fast unbemerkt. In ruhigen Zeiten wäre sie zur Sensation geworden. Die Kanada-Aktie, einst die Königin der berliner Spekulation, hat, seit die Deutsche Bank die Baltimore-Shares einführte, eine neue Konkurrenz erhalten; Northern Pacific, die alte, ist ja längst den Weg alles Irdischen gegangen. Trotz der hohen Patronanz, deren sich Baltimore erfreut, dürfte der Kanadierin der erste Platz aber nicht so bald streitig zu machen sein. Das ist freilich nur eine Privatmeinung; immerhin eine, die nicht aus privater Interesse stammt. Anders mögen die Leute denken, denen die Beliebtheit der Kanada-Aktie eine wichtige Geschäftsfrage ist. In der Nationalbank für Deutschland fürchtete man vielleicht, diese Aktie könne die Gunst der Deutschen verlieren, wenn ihre Rentabilität, auf den Kurs berechnet, von der der Baltimore-Aktie übertroffen werde. Solche Angst könnte die Erhöhung der Dividende erklären; nur sie. Denn die innere Berechtigung fehlt. Schon die Rücksicht auf den ostasiatischen Krieg mußte eigentlich dazu drängen, den Gedanken an die Erhöhung fallen zu lassen oder wenigstens zu vertagen. Das ist aber nicht Alles. Seit dem Beginn des Jahres 1904 gehen die Roheinnahmen der Bahn beträchtlich zurück; und das Unternehmen trat, nach Ausschüttung der Dividende, in das neue Jahr mit einem Surplus ein, das um eine halbe Million Dollars niedriger ist als das im Januar 1903 vorhandene. Unter solchen Umständen durfte man die Dividende nicht erhöhen. Man sprach von „freudiger Ueberraschung“; leider war wieder zwar das Metall echt (denn die höhere Dividende ist verdient), aber die Prägung falsch (denn das Geld durfte jetzt nicht vertheilt werden). Solche Kraftanstrengungen, die durch ehrgeizigen Uebereifer oder durch das ungezügelmäßige Bestreben, die Effektenportefeuilles zu entlasten, bewirkt werden, sollte man uns wenigstens während der politischen Krisis ersparen. Von dem Geist Paris des Fünften, der keine Landkarte betrachten konnte, ohne von Arrondirungswünschen gepackt zu werden, haben unsere Finanzherrscher schon einen allzu reichlichen Theil ererbt. Mögen sie mindestens auch das Gebot der Tapferkeit nicht strenger nehmen als dieser Weltbeherrscher, der eine Provinz nach der anderen eroberte und doch niemals auf dem Schlachtfeld zu finden war. Wozu sich höchstselbst in Gefahr begeben? Ruhm, so viel Ihr wollt, — nur keinen Heroismus! Dis.

Notizbuch.

Kant war an der Reihe; am zwölften Februar hundert Jahre tot. Das Nächste ist nun Bar sur Aube; am siebenundzwanzigsten Februar neunzig Jahre her. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen; daß wir bei dem ewigen Gefeier die Fähigkeit zu rechter Feierstimmung verloren haben, merken nur die Stillsten im Land. Ein Schlachttag oder die Geburtsstunde neuen Glaubens, ein Weiser oder ein Däuben: was gemacht werden kann, wird gemacht. Kant bekam also die fälligen Artikel. Von allen Seiten sehr gute Censuren. Das war zu erwarten gewesen. Kant ist eine Welt, aus der Jeder sich bequem Früchte, Wurzeln, Metall, Kieferszapfen, Edelgestein oder Reisig in sein Gärtchen, sein Häuschen heimzuschleppen kann. Bewegener als die widdesten Gottleugner der Encyclopädie, so ungefähr sagt Treitschke, hat Kant den Wahn bekämpft, vom Uebersinnlichen könne uns Wissenschaft kommen; und doch war auch diesem Immanuel metaphysische Sehnsucht nicht fremd. Er hat die Vernunft gekrönt und dennoch in einer berühmten Vorrede gerufen: „Ich mußte das Wissen forträumen, um Platz für den Glauben zu gewinnen“. Rationalisten und Otkultisten können ihn loben. Er brachte das Stichwort vom Kategorischen Imperativ, das, wie der Sekundaner schon und der Kanzler noch weiß, den Bonaparte erschlagen hat, und war doch, trotz der Terreur, der inbrünstigste Bewunderer der französischen Revolution geblieben und hätte in Robespierre gern seines philosophischen Wollens Vollstrecker begrüßt. Schwarzweiße und Feuerrotze, Konservative und Sozialisten dürfen ihn rühmen. Als Weltbürger und als Preuße, als großer Helfer im Befreiungskrieg und als den Verfasser des Traktates über den Ewigen Frieden, den „Allerzermalmer“ (Kleist), den heiter Gottlosen und als Philosophen des Protestantismus (Treitschke), als Schillers Lehrer und Marzens Führer konnte man ihn preisen. Das geschah denn auch. Wunderschöne Artikel; bei Herder und Goethe, Schopenhauer und Nietzsche, Cousin, Fischer, Paulsen und vielen Anderen konnte man Rosinen und Mandeln finden, die für den Feiertagskuchen jetzt zu brauchen waren. Hier herrscht diese Sitte nicht, wird über Kant, Herder, Spencer, Rommsen, Haedel nicht gerade dann, nur dann geredet, wenn sie aus der Zeitlichkeit geschieden, Siebenzig alt geworden, vor hundert Jahren geboren oder gestorben sind. Hier wird nicht gefragt: Ueber wen muß, von wem es auch sei, jetzt geschrieben werden? Sondern: Wer hat über ihn Wissenswerthes zu sagen? Die großen oder eine Weile groß scheinenden Männer werden uns an den „Gedenktagen“ ja so wirksam verehrt, daß es ganz gut ist, wenn wir sie erst nach einer Anstandspause wiedersehen. Außer den Artikeln und Reden gabs auch diesmal natürlich die „Mundfrage“, ohne die Alldeutschlands Kultur sich schon längst nicht mehr herrlich offenbaren könnte. Bitte: drei bis fünfzig Zeilen über Kant! Gescheite und bescheidene Menschen verweigern die Erfüllung solchen Wunsches oder begnügen sich, wie in unserem Fall der englische Premierminister Balfour und der feine Kantkennner Paulsen, mit ein paar anspruchslosen Sätzen, die in das Wesen des zu Ehrenden gar nicht erst einzubringen suchen. Andere lockt die Lust, sich gedruckt zu sehen, unter den bedeutenden Zeitgenossen zu prangen; und dann gehts oft lustig zu. Der Reichsbankdirektor Koch soll über Kant reden, will über Kant reden; was herauskommt, klingt wie eine Tugendtafel auf einen tüchtigen Geschäftsmann, der als Jubilar die Honoratoren um seinen Tisch vereint. Der fleißige, kluge, auf seinem Gebiet so gut unterrichtete Graf Posadowsky kann sich nicht entschließen, dem Mundfrager zu antwor-

ten: Ich weiß nichts von Kant; nicht genug wenigstens, um öffentlich über den größten deutschen Denker ein Urtheil fällen zu dürfen. Er setzt sich, nimmt ein Plättchen und erinnert sich, daß der Kanzler, der ja ungemein gebildet sein soll, mal Etwas über die „lebendigen Kräfte“ geredet hat, die Kant sehr hoch geschätzt habe. In Düsseldorf, als die Ausstellung eröffnet wurde. Immanuel hatte physikalische, Bernhard wirtschaftliche Kräfte gemeint; es war eine böse Blamage gewesen. Graf Posadowsky nimmt das Wort auf und macht durch ein pathetisches Nachgestammel die Sache noch schlimmer. Der Kanzler selbst, der sich, erdößend, doch erfreut, neulich dem Aristoteles vergleichen ließ, fühlt sich als „rechten Kantianer“ und feilt ein paar Sätzchen zurecht, hinter denen keine Persönlichkeit steht, die aber lesbar sind; daß man „Phantastereien in die Arme läßt“, mag hingehen. Besserer Vortragsstil. Dann aber rafft er sich zusammen. Du mußt ein Ziel zigen, Deiner „politischen Pflicht“ einen Gedanken entbinden; sonst nennt die Bande Dich wieder einen Fortefeuilletonisten. Und nun geht's los: „In diesem Sinn, nicht minder aber mit der Erinnerung daran, daß in den Schriften des großen Königsbergers die Philosophie des preussischen Pflichtbewußtseins niedergelegt ist, daß der Geist des kategorischen Imperativs die Schlachten unserer Freiheitkriege geschlagen, an Preußens Größe und Deutschlands Einheit mitgearbeitet hat und noch heute wie fernert hin nicht entbehrt werden kann, stimme ich in den Ruf ein, der neuerdings wieder durch die Reihen unserer philosophisch Gebildeten geht: Zurück zu Kant!“ Neuerdings? Bierzig Jahr ist's wohl schon her, seit dieses Signal zum Rückzug vom spekulativen Idealismus geblasen wurde. Zurück zu Kant? Was hieße für unsere Erkenntniß, rückwärts schreiten, erobertes Gebiet wieder räumen. Die Lehre von der Entwicklung der Organismen — um nur einen der starken Zeuger Gedanken des nachkantischen Jahrhunderts zu nennen — war dem Königsberger unbekannt; und wie über ihn „neuerdings“ selbst ehrfurchtvolle Bewunderer denken, mag Graf Bülow aus Rauigners erkenntnistheoretischem Werk „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ erfahren, wo er den Satz finden kann: „Als der scharfsinnigste und höfentlichste letzte aller Wortrealisten nahm Kant Abstraktionen für Wirklichkeit, Worte für definirbare Urtheile, uneinlösbare Scheine für bare Münze“. Excellenz sollten da gerade fälligen Ruhm nicht ins Uebermenschliche, zeitlich nicht Determinirte recken; was von Jacobi, Fries, Wendt, Feuerbach, Schopenhauer über die Mängel der kantischen Systembildung gesagt worden ist, wird durch Festreden und Centennarartikel nicht widerlegt. Auch sollten Excellenz sich hüten, in Beziehung auf Kant allzu viel von Preußen zu sprechen. Das alte Preußen hat den Mann spottschlecht behandelt; König und Kultusminister hätten ihn am Liebsten vom Lehrstuhl gejagt. Und ehrt das neue Preußen etwa, nach Kants Gebot, in jedem Menschen die Würde des ganzen Geschlechtes? Gehört es dem kategorischen Imperativ, der zu handeln heißt, als müsse des Handelns Maxime Naturgesetz werden? ... Graf Bülow hat geleistet, was man von einem patriotischen Oberlehrer verlangen kann. Aber komisch bleibt das Schauspiel, diese preussischen Bongen vor Kant knien zu sehen. Keine Spur eines inneren Verhältnisses zu dem Angebetenen; keine Ahnung, daß Kant ein Ereigniß war, neben dem die meisten Kriege und Reichsgründungen winzig erschienen. Preußen ist nicht kantisch geworden. Doch Kant war an der Reihe. Jetzt braucht man lange nicht mehr von ihm zu reden; wird's sicher auch nicht. Ihn nicht lesen, seine Gedanken nicht weiterdenken und wieder, wie schon Schopenhauer zur Wuth, sagen: „Kant und Hegel“. Jetzt wissen wir, was er uns war. Schade, daß nicht auch Herr von Podbielski die Rundfrage beantwortet

hat. „Na ob! 'ne große Nummer! Herz auf dem rechten Fleck. Praktische Vernunft! Das ist die Hauptsache. Ich mache auch den ganzen Bunt mit praktischer Vernunft. Und Gott verläßt keinen Preußen, der so denkt.“ Das Nächste ist nun Bar für Kube, Raon, Nag der Zweite von Bayern. Man muß die Feste feiern, wie sie fallen.

Herr Dr. Franz Jänemann schreibt mir aus Jena:

Daß wir von Kant eine Aeußerung besitzen, die man als Beitrag zur Frage der Polenpolitik auffassen könnte, dürfte wenig bekannt sein. Allerdings findet man sie an unscheinbarer, nun schon vergessener Stelle, nämlich in Christian Gottlieb Wielkes litauisch-deutschem und deutsch-litauischem Wörterbuch, das 1810 in Königsberg erschien und neben zwei Vorreden anderer Autoren auch die „Nachschrift eines Freundes“ oder, wie es im Titel heißt, eine „Nachschrift des Herrn Professor Kant“ enthält. Der um die Forschung hochverdiente Königsberger Archivar Rudolf Reide hat sie 1860 wieder dem Staube der Vergangenheit entzogen und durch Aufnahme in die „Kantiana“ der gelehrten Welt zugänglich gemacht. Später hat auch Hartenstein sie in seine Ausgabe der Werke des Philosophen aufgenommen. Da der Satz, der sich auf die Polen bezieht, in der etwas dunklen Manier Kants abgefaßt und ohne das Vorhergehende auch inhaltlich nicht zu verstehen ist, so gebe ich die Nachschrift beinahe vollständig wieder und bemerke nur noch, daß erklärende Zusätze in eckigen Klammern von mir herrühren: „Daß der preussische Vitauer (für den Kant eine besondere Vorliebe hatte) es sehr verdiene, in der Eigenthümlichkeit seines Charakters und, da die Sprache ein vorzügliches Leitmittel zur Bildung und Erhaltung desselben ist, auch in der Reinigkeit der letzteren, sowohl im Schul- als Kanzelunterricht, erhalten zu werden, ist aus obiger Beschreibung desselben (in der dritten Vorrede des Wörterbuches von Heilsberg) zu ersehen. Ich füge zu Diesem noch hinzu: daß er, von Kriegererei weiter als die ihm benachbarten Völker entfernt, gewohnt ist, mit seinen Obern im Tone der Gleichheit und vertraulichen Offenherzigkeit zu sprechen; welches diese auch nicht übernehmen oder das Händedrückeln spröde verweigern, weil sie ihn dabei zu allem Billigen willig finden. Ein von allem Hochmuth oder einer gewissen benachbarten Nation, wenn Jemand unter ihnen vornehmer ist, ganz unterschiedener Stolz oder vielmehr Gefühl seines Werthes, welches Muth andeutet und zugleich für seine Treue die Gewähr leistet. Aber auch abgesehen von dem Nutzen, den der Staat aus dem Beistande eines Volkes von solchem Charakter ziehen kann: so ist auch der Vortheil, den die Wissenschaften, vornehmlich die alte Geschichte der Völkerwanderungen, aus der noch unvermengten Sprache eines uralten, jetzt in einem engen Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolirten Völkerstammes ziehen können, nicht für gering zu halten und darum ihre Eigenthümlichkeit aufzubewahren, an sich schon von großem Werth. . . Ueberhaupt, wenn auch nicht an jeder Sprache eine eben so große Ausbeute zu erwarten wäre, so ist es doch zur Bildung eines jeden Volkseins in einem Lande, zum Beispiel im preussischen Polen, von Wichtigkeit, es im Schul- und Kanzelunterricht nach dem Muster der reinsten (polnischen) Sprache, sollte diese auch nur außerhalb Landes geredet werden (also etwa in Russisch-Polen?), zu unterweisen und diese nach und nach gangbar zu machen; weil dadurch die Sprache der Eigenthümlichkeit des Volkes angemessener und hiermit

der Begriff- [Denkweise] desselben aufgeklärter wird.“ Danach vertritt also Kant den Grundsatz, daß Minoritäten, einer fremden Rasse Angehörige von der Majorität nicht aufgefogen, sondern in ihrer Eigenart erhalten, sogar gefördert und gekräftigt werden müßten. Ob er diese Ansicht freilich unter den heutigen, arg zugespitzten Verhältnissen noch aufrecht erhalten würde, bleibt zweifelhaft. Andere Aeußerungen dieser Art kenne ich von ihm nicht. In der „Anthropologie“ (1798) sagt er, nachdem er den Charakter der größeren westeuropäischen Nationen mit der Feinheit und Feinsichtigkeit philosophischen Spürnnes und massenpsychologischen Instinktes gezeichnet hat: „Da Rußland Das noch nicht ist, was zu einem bestimmten Begriff der natürlichen Anlagen, welche sich zu entwickeln bereit liegen, erfordert wird, Polen aber es nicht mehr ist, . . . so kann die Zeichnung derselben hier süglich übergangen werden.“ Kurz vorher aber schildert er in einer Anmerkung Polen als das „Herrenland, wo ein jeder Staatsbürger Herr, keiner dieser Herren aber außer Dem, der nicht Staatsbürger ist, Unterthan sein will“.

In Kants „Metaphysischen Anfangsgründen der Rechtslehre“ (erster Theil der „Metaphysik der Sitten“, 1797) stoße ich auf eine Stelle, die für die Kolonialpolitik im Allgemeinen und in Bezug auf den Herrero Zustand mit den dabei zur Sprache gekommenen gewaltsamen Landenteignungen im Besonderen nicht ohne Interesse ist. In dem Abschnitt über das „Weltbürgerrecht“ lesen wir: „Nee: können Völker aus aller Gemeinschaft mit einander zu setzen scheinen; und dennoch sind sie vermittels der Schifffahrt gerade die glücklichsten Naturanlagen zu ihrem Verkehr, welcher, je mehr es einander nahe Küsten giebt (wie die des mittelländischen), nur desto lebhafter sein kann, deren Besuchung gleichwohl, noch mehr aber die Niederlassung auf denselben, um sie mit dem Mutterlande zu verknüpfen, zugleich die Veranlassung dazu giebt, daß Uebel und Gewaltthätigkeit an einem Orte unseres Glob(us) an allen gefühlt wird. Dieser mögliche Mißbrauch kann aber das Recht des Erdbürgers nicht aufheben, die Gemeinschaft mit allen zu versuchen und zu diesem Zweck alle Gegenden der Erde zu besuchen, wenn es gleich nicht ein Recht der Ansiedelung auf dem Boden eines andern Volkes (suo incolatus) ist, als zu welchem ein besonderer Vertrag erfordert wird. Es fragt sich aber: ob ein Volk in neuentdeckten Ländern eine Anwohnung (accolatus) und Besiznehmung in der Nachbarschaft eines Volkes, das in einem solchen Landstriche schon Platz genommen hat, auch ohne seine [dessen!] Einwilligung unternehmen dürfe. Wenn Anbauung in solcher Entlegenheit vom Sitz des Ersteren geschieht, daß keines derselben im Gebrauch seines Bodens dem andern Eintrag thut, so ist das Recht dazu nicht zu bezweifeln; wenn es aber Hirten- und Jagdvölker sind (wie die Hottentotten, Tungusen und die meisten amerikanischen Nationen), deren Unterhalt von großen, öden Landstrecken abhängt, so würde Dies nicht mit Gewalt, sondern nur durch Vertrag, und selbst dieser nicht mit Benägung der Unwissenheit jener Einwohner in Ansehung der Abtretung solcher Ländereien, geschehen können; obzwar die Rechtfertigungsgründe scheinbar genug sind, daß eine solche Gewaltthätigkeit zum Weltbesten gereiche: theils durch Kultur roher Völker (wie der Vorwand, durch den selbst Büßing die blutige Einführung der christlichen Religion in Deutschland entschuldigen will), theils zur Reinigung seines eigenen Landes von verberbten

Menschen und gehoffter Besserung derselben oder ihrer Nachkommenschaft in einem anderen Welttheile (wie in Neuhollland): denn alle diese vermeintlich guten Absichten können doch den Flecken der Ungerechtigkeit in den dazu gebrauchten Mitteln [Der Zweck heiligt...!] nicht abwaschen. Wendet man hingegen ein, daß bei solcher Bedenklichkeit, mit der Gewalt den Anfang zur Gründung eines gesetzlichen Zustandes zu machen, vielleicht die ganze Erde noch in gesetzlosem Zustande sein würde, so kann Das eben so wenig jene Rechtsbedingung aufheben als der Vorwand der Staatsrevolutionisten, daß es auch, wenn Verfassungen verunartet sind, dem Volke zustehe, sie mit Gewalt umzuformen und überhaupt einmal für allemal ungerecht zu sein, um nachher die Gerechtigkeit desto sicherer zu gründen und ausblühen zu machen.“ Diese Weisheit mag „modernen“ Kolonialpolitikern etwas altväterlich klingen; sie sollte ihnen aber doch zu denken geben.

Der letzte Satz Kants führt uns unmittelbar zu seinen allgemeinpolitischen Ueberzeugungen. Es sei mir gestattet, auch da einige charakteristische Worte anzuführen. Auf einem losen Blatt aus seinen letzten Lebensjahren beschriftet er die Politik mit den Worten: „So wie Klugheit die Geschicklichkeit ist, Menschen (freie Wesen) als Mittel zu seinen Absichten zu gebrauchen, so ist diejenige Klugheit, wodurch Jemand ein ganz freies Volk zu seinen Absichten zu brauchen versteht, die Politik“. Er fährt dann fort: „Diejenige Politik, welche dazu sich solcher Mittel bedient, die mit der Achtung fürs Recht der Menschen zusammenstimmen, ist moralisch; die hingegen, welche, was den Punkt der Mittel betrifft, über dieselben nicht bedenklich ist (also die des Politikasters), ist Demagogie. Alle wahre Politik ist auf die Bedingung eingeschränkt, mit der Idee des öffentlichen Rechts zusammenzustimmen. Das öffentliche Recht ist ein Inbegriff aller der allgemeinen Verkündigung (declaratio) fähigen Gesetze für ein Volk. Daraus folgt, daß die wahre Politik nicht allein ehrlich streben, sondern auch offen verfahren müsse, daß sie nicht nach Maximen handeln dürfe, die man verbergen muß...“ Auf einem andern Zettel heißt es: „Wehe Dem, der eine andere Politik anerkennt als diejenige, welche die Rechtsgesetze heilig hält! Nicht auf Ermahnungen kommt es an: die, welche man an Fürsten oder Unterthanen ergehen läßt, sind das Unnützlichste und zum Theil Vorwitzigste unter allen Dingen“. Ähnlich wie in der „Idee zu einer allgemeinen Geschichte in weltbürgerlicher Absicht“ (1784): „Das größte Problem für die Menschengattung, zu dessen Auflösung die Natur ihn zwingt, ist die Erreichung einer allgemein das Recht verwaltenden bürgerlichen Gesellschaft. Da nur in der Gesellschaft, und zwar derjenigen, die die größte Freiheit . . . und doch die genaueste Bestimmung und Sicherung der Grenzen dieser Freiheit hat, damit sie mit der Freiheit Anderer bestehen könne, — da nur in ihr die höchste Absicht der Natur, nämlich die Entwicklung aller ihrer Anlagen in der Menschheit, erreicht werden kann, . . . so muß eine Gesellschaft, in welcher Freiheit unter äußeren Gesetzen in größtmöglichem Grade mit unwiderstehlicher Gewalt verbunden angetroffen wird, Das heißt: eine vollkommen gerechte bürgerliche Verfassung, die höchste Aufgabe der Natur für die Menschengattung sein“. Und endlich in der Abhandlung „Ueber den Gemeinpruch: Das mag in der Theorie richtig sein, taugt aber nicht für die Praxis“ (1793): „Es muß in jedem Gemeinwesen ein Gehorsam unter dem Mechanismus der Staatsverfassung nach Zwangsgesetzen (die auf das Ganze

gehen), aber zugleich ein Geist der Freiheit stattfinden, da jeder in Dem, was allgemeine Menschenpflicht betrifft, durch Vernunft überzeugt zu sein verlangt, daß dieser Zwang rechtmäßig sei, damit er nicht mit sich selbst in Widerspruch gerathe". Die konstitutionelle Verfassung dürfte hiernach dem Ideal des Philosophen am Nächsten kommen. Das wird noch wahrscheinlicher durch Alles, was Kant selbst zur Lösung des „größten Problems der Menschengattung" beibringt: „Die Schwierigkeit", meint er, „welche auch die bloße Idee dieser Aufgabe schon vor Augen legt, ist diese: der Mensch ist ein Thier, das, wenn es unter anderen seiner Gattung lebt, einen Herrn nöthig hat. Denn er mißbraucht gewiß seine Freiheit in Ansehung anderer Seinesgleichen; und ob er gleich als vernünftiges Geschöpf ein Gesetz wünscht, welches der Freiheit Aller Schranken setze, so verleitet ihn doch seine selbstsüchtige thierische Reigung, wo er darf, sich selbst auszunehmen. Er bedarf also einen Herrn, der ihm den eigenen Willen breche und ihn nöthige, einem allgemeingiltigen Willen, dabei Jeder frei sein kann, zu gehorchen. Wo nimmt er aber diesen Herrn her? Nirgend anders als aus der Menschengattung. Aber Dieser ist eben so wohl ein Thier, das einen Herrn nöthig hat. Er [der Mensch] mag es anfangen, wie er will, so ist nicht abzusehen, wie er sich ein Oberhaupt der öffentlichen Gerechtigkeit verschaffen könne, das selbst gerecht sei; er mag Dieses nun in einer einzelnen Person oder in einer Gesellschaft vieler, dazu auserlesener Personen suchen. Denn Jeder derselben wird immer seine Freiheit mißbrauchen, wenn er Keinen über sich hat, der nach den Gesetzen über ihn Gewalt ausübt. Das höchste Oberhaupt soll aber gerecht für sich selbst und doch ein Mensch sein. Diese Aufgabe ist daher die schwerste unter allen; ja, ihre vollkommene Auflösung ist unmöglich; aus so krummem Holze, als woraus der Mensch gemacht ist, kann nicht ganz Gerades gezimmert werden. Nur die Annäherung zu dieser Idee ist uns von der Natur aufgelegt." (Idee zu einer allg. Gesch.) Zur Gewißheit erhoben wird aber die Ansicht, daß die Konstitution das politische Ideal Kants gewesen sei, durch eine Stelle aus dem „Streit der Fakultäten" (1798). Nachdem er hier die damalige englische Verfassung als eine nur scheinbar konstitutionelle gebrandmarkt hat, fährt er fort: „Die Idee einer mit dem natürlichen Rechte des Menschen zusammenstimmenden Konstitution: daß nämlich die dem Gesetz Gehorchenden auch zugleich, vereint, gesetzgebend sein sollen, liegt bei allen Staatsformen zum Grunde und das Gemeinwesen, welches, ihr gemäß durch reine Vernunftbegriffe gedacht, ein platonisches Ideal heißt (*respublica noumenon*), ist nicht ein leeres Strangespinnst, sondern die ewige Norm für alle bürgerliche Verfassung überhaupt. . Eine dieser gemäß organisierte bürgerliche Gesellschaft ist die Darstellung derselben nach Freitraggesetz durch ein Beispiel in der Erfahrung (*respublica phaenomenon*) und kann nur nach mannichfaltigen Befehdungen und Kriegen mühsam erworben werden; ihre Verfassung aber, wenn sie im Großen einmal errungen worden, qualifizirt sich zur besten unter allen, um den Krieg, den Zerlöcher alles Guten, entfernt zu halten; mithin ist es Pflicht, in eine solche einzutreten."

+ * *

„Der Kommandant des Garderegiments Kaiser Alexander, Oberst von Schenk, ist in Petersburg eingetroffen, um dem Zaren ein Handschreiben des Deutschen Kaisers und eine Blechmütze, die historische Kopfbedeckung des Regiments,

zu überreichen.* Diese Zeitungsnachricht hätte schon in ruhigen Tagen wie eine „hochpolitische Sensation“ gewirkt; nun gar jetzt, während des ostasiatischen Krieges . . .

Im ersten Februarhft war der Brief eines in Kamerun lebenden Deutschen abgedruckt, der die basler Mission heftig angriff. Die Evangelische Mission-Gesellschaft in Basel sandte mir eine Erwiderung, aus der ich hier das Wesentliche mittheile:

„Der Praktiker“, der den Brief geschrieben hat, ist offenbar seit einiger Zeit als Pflanzler am Kamerungebirge und hat da wohl auch Etwas von der Mission gehört, hat aber gewiß noch keine ihrer Stationen oder ihr Seminar auch nur oberflächlich kennen gelernt. Auch über die Pflanzung- und Landverhältnisse fehlt ihm die nöthige Sachkenntniß. Natürlich ist dem „Praktiker“ als Pflanzler die Arbeiterfrage die wichtigste. Um die Pflanzungen dreht sich bei ihm Alles. Handel und andere gemeinnützige Bestrebungen der Kolonie existiren für ihn nicht. Er scheint nicht zu wissen, daß die Pflanzungen am Kamerungebirge nur einen verschwindend kleinen — und lange nicht den wichtigsten — Theil unserer Kolonie bilden. Uebrigens hört man in letzter Zeit selbst von Pflanzern, daß sie nicht mehr unter Arbeitermangel leiden; im Gegensatz zu der Behauptung des Praktikers finden beinahe ausschließlich einheimische Arbeiter, von der Küste oder aus dem Hinterlande von Kamerun, Verwendung. Schon seit Jahren werden keine Arbeiter mehr für die Pflanzungen eingeführt. Der Grund ist: die Behandlung und Bezahlung der Arbeiter ist in den letzten Jahren viel besser, weil die Regierung einen Arbeiterkommissar eingesetzt hat, der über die Behandlung und gerechte Bezahlung der Schwarzen wacht. (Grundlose Lohnabzüge sind, zum Beispiel, jetzt verboten.) Von schlechter Behandlung der im Dienste der Regierung stehenden Arbeiter habe ich in den zwölf Jahren meines kameruner Aufenthaltes nie gehört, eben so wenig, daß der Regierung je die Hunderte von Arbeitern, die sie braucht, gefehlt haben. Im Gegentheil: sie giebt jährlich noch Hunderte an die Pflanzungen ab. Auch die vielen Handelsniederlassungen haben stets Ueberfülle an Arbeitskräften. Warum klagen nun — oder, richtiger: klagten bis vor Kurzem — die Pflanzler über Arbeitermangel? Ich habe die Plantagenunternehmungen von den allerersten Anfängen an miterlebt, habe mit vielen Pflanzern verkehrt, manche besuchten mich regelmäßig auf meiner Station und ich habe eine ganze Reihe kranker Pflanzler besucht und gepflegt. Oft wurde ich mitten in der Nacht zu ihnen geholt und brauchte Stunden, um den weiten Weg zurückzulegen. Ich habe Pflanzler, die von ihren Gesellschaften entlassen und obdachlos waren, in mein Haus aufgenommen und beherbergt, kurz, ich kenne die Verhältnisse der Pflanzungen genau und weiß deshalb auch, warum die Pflanzler über Arbeitermangel klagten. In der Behandlung der Arbeiter sind schwere Mißgriffe gemacht, ja, schreiende Ungerechtigkeiten begangen worden. Da ist die Wurzel des Uebels. Wenn der „Praktiker“ Aufschluß wünscht, stehe ich gern zu Diensten. Von der Mission scheint er noch wenig gesehen und gehört zu haben. Was er unter dem ganz ungebrauchlichen Wort „Missionaranstalt“ versteht, ist nicht klar. Wahrscheinlich meint er damit unsere höheren Schulen. Seine Darstellung erweckt den Glauben, Jeder dürfe hineinlaufen und werde mit offenen Armen empfangen. Dem ist aber nicht so. Der Eintritt in diese Anstalten ist an ein Examen geknüpft; und da der Zudrang sehr groß ist, kann gewöhnlich nur die Hälfte der Petenten aufgenommen werden. Diese Petenten haben in der Regel vorher zwei bis drei Jahre lang unsere Volksschule besucht. Ueberhaupt

liegen die Dinge nicht so, daß der Missionar froh sein muß, wenn er Schüler findet. Auch von einer ‚Seminarbildung‘ redet der Brieffschreiber. Er hörte wohl, daß die Basler Mission ein Seminar hat; was dort gelehrt wird; davon hat er allerdings keine Vorstellung. Ehe er schrieb, mußte er ins Seminar gehen, sich die Hefte der Schüler vorlegen lassen und auch die von unseren Schülern angelegten ausgebreiteten Pflanzungen ansehen. Dann hätte er sicher nicht die Behauptung aufgestellt: ‚In den Anstalten dieser Gesellschaft (Basler Mission) lernen die Schwarzen als Schüler nichts, werden aber zur Arbeit verdorben.‘ Auch den ‚vollen Gebrauch der deutschen Sprache‘ sollen sie bei uns ja nicht lernen. Sind denn die vielen Dolmetscher der Regierung und Privater, die vielen schwarzen Schreiber, Zoll- und Postbeamten aus der Laft gefallen? Nein: sie sind aus den Missionsschulen, hauptsächlich aus denen der Basler Mission, hervorgegangen. Wo wurden die meisten einheimischen Handwerker herangebildet? Etwa nicht in der basler Missionswerkstätte in Duala? Das weiß jedes Kind in Kamerun. Ich bin gern bereit, dem Brieffschreiber die Namen und Adressen von etlichen Duzenden solcher Schwarzen zu geben, die unseren Missionsschulen entstammen. Unser Gegner kann dann die Leute selbst fragen, wo sie das Deutsch, das sie reden, gelernt haben. Wenn die Schwarzen bei den Missionsschulen lernen: warum haben dann schon oft höhere Regierungsbeamte bei mir angefragt, ob ich ihnen nicht Schüler als Schreiber, Dolmetscher u. s. w. empfehlen könne? Das Wort ‚Sango‘ hat für den ‚Praktiker‘, wie es scheint, etwas ungemein Geheimnißvolles. In Wirklichkeit heißt es nur ‚Herr‘, gleich dem kruzengliedchen ‚Masta‘ (aus master). Die Missionare werden so angeredet, weil sie in der Landessprache mit den Eingeborenen reden; es ist also nicht anders, als wenn ein Engländer einen englisch redenden Deutschen Hr. B. nennt. Allerdings nennen die Eingeborenen, wenn sie unter einander von einem Weißen reden, ihn nicht immer Sango. Dieser Titel wird nur den Missionaren und den Europäern gegeben, die der Regent besonders schätzt. Wenn der ‚Praktiker‘ sagt, die Reservate seien noch nicht zugemessen, sei nicht sichhaltig, so giebt er damit seiner Sachkenntniß eine arge Blöße. Ich bin bereit, ihm mehr als ein Duzend Dörfer zu nennen, denen noch keine Reservate zugewiesen sind. Man wollte manchen Dörfern überhaupt kein Land zumessen, denn die Pflanzler wollten die Leute zu einer Art Hdrigen machen, was sie offen aussprachen, wie man ja in diesen Kreisen vielfach bebauert, daß die Sklaverei abgeschafft worden sei. Erst auf Anregung der Basler Mission wurde die Zuteilung der Reservate wieder aufgenommen, aber noch nicht zu Ende geführt. Daß die Eingeborenen die bereits zugetheilten Reservate noch nicht vollständig unter Kultur genommen haben, ist für Jeden begreiflich, der bedenkt, daß die endgiltige Zuteilung erst vor einem oder anderthalb Jahren verfügt wurde und daß sie, weil es an Dünger fehlt, die sogenannte Wechselwirthschaft treiben (alle paar Jahre die Anpflanzungen wechseln und das Land dann wieder einige Zeit brach liegen lassen), daß sie ferner den größten Theil des ihnen zugewiesenen Landes als Weideland benutzen müssen. . . Einen Schulzwang hat die Mission noch nie verlangt. Sie hat nur auf Befragen der Regierung zur Erwägung anheimgestellt, ob sie nicht ein Gesetz erlassen wolle, daß Kinder unter vierzehn Jahren nur einen halb:n Tag in den Pflanzungen beschäftigt werden dürfen, damit ihnen der Besuch der Schule ermöglicht werde. Viele Weiße aber, zu denen wohl auch der Brieffschreiber gehört, wollen nicht, daß die Regent Etwas lernen und aufgeklärt werden, weil es dann schwerer ist, sie auszubenten. Daß manche

Pfänger die Basler Mission nicht lieben und daß die Missionare in diesen Kreisen die bestgehasteten Menschen sind, ist uns längst bekannt. Es hat auch Zeiten gegeben, wo man um unsere Gunst ward, weil man sich von unserem Einfluß allerlei Vortheil versprach. Weil sich aber die Missionare nicht bestechen und blenden ließen, sich sogar erlöhnten, in Vordangelegenheiten ein Wort für die Eingeborenen einzulegen, wurde der Zorn der Pfänger aufs Aeußerste gereizt. Ich kann aber versichern, daß ich Pfänger getroffen habe, die für dieses Eingreifen der Mission dankbar waren, weil sie sagten: Wir brauchen die Eingeborenen zur Arbeit und es ist deshalb thöricht, sie dadurch zu vertreiben, daß man ihnen alles Land nimmt, und weil auch viele Pfänger einen übers ganze Gebirge sich verbreitenden Aufstand befürchteten. Dieser Aufstand wäre sicher ausgebrochen, wenn die Bitte der Missionare, den Eingeborenen Land anzuweisen, bei der Regierung erfolglos geblieben wäre. Die Eingeborenen hatten vor etwa anderthalb Jahren schon mancherlei Vorbereitungen zu einem Aufstand begonnen. Welche traurige Folgen ein solcher Aufstand gerade für die Pfänger gehabt hätte, sehen wir an dem Beispiel Südwestafrikas. Eugen Schuler,
basler Missionar."

* * *

Nikolai Alexandrowitsch, Kaiser und Selbstherrscher aller Rußen, Zar zu Moskau, Siew, Wladimir, Nowgorod, Astrachan, Polen, Sibirien, des taurischen Chersonesos, Großfürst von Smolensk, Litauen, Wolynien, Podolien und Finland, Fürst von Esthland, Livland, Kurland . . . Ein stolzer Titel. Und doch kann Nikolai Alexandrowitsch nicht thun, was ihm beliebt. Er wollte keinen Krieg führen. Vor sechs Jahren rief er den Großmächten zu: „Die wirthschaftlichen Krisen werden zum großen Theil durch das System riesiger Rüstungen herbeigeführt; und die stete Gefahr, die in dieser Kriegsstoffansammlung liegt, macht die Erde unserer Tage zu einer erdrückenden Last, die von den Völkern nur noch mit Mühe getragen wird. Wenn dieser verhängnisvolle Zustand fortbauert, muß gerade er unaufhaltsam zu der Katastrophe führen, die man zu vermeiden wünscht.“ Und nun muß er doch einen Krieg führen. Er wollte nicht; wollte, als Starcker, lieber muthig zurückweichen. Sein Vater, der schweigsame Eisenkopf, hätte auf den Tisch geschlagen und mit dem Gedröhn die Kriegslust der Japaner vielleicht noch für ein Weilchen verschrußt. Der Sohn versuchte es mit friedsam beschwichtigender Rede. Das half nicht, mehrte nur die feste Zuversicht des gelben Mannes. Die ernsthaften Politiker des Jarentreiches wurden ängstlich. Wenn man jetzt nachgab, war Rußland um sein Prestige und der Zar schien dem unruhvoll aufstehenden Volk ein unkrigetischer Schwächling. Er mußte, ohne daß ers merkte, in den Krieg hineingedrängt werden. Daher das ewige Zaudern, die Sucht, so lange die Zeit zu vertrödeln, bis die Japaner loschlagen mußten. Die russische Diplomatie hat ihr schlaues Spiel gewonnen. Zwei Monate früher wäre Rußland in Ostasien ohnmächtig und der Zar zu jeder Konzession bereit gewesen. Er soll gewint haben, als er die Kriegserklärung unterschreiben mußte. Sehr glaublich. Selbstherrscher aller Rußen: und doch, wie ein Pappchen, an Drähten gelenkt. Die uns Regirenden werden getadelt, weil sie bis in die letzte Stunde ihre Offizissen die Friedensschalmei blasen ließen. Wie konnten sie, fragt man, so schlecht unterrichtet sein? Diesmal waren sie nicht. Sie wußten, daß der Krieg unvermeidlich war — der unsichtbare Leiter des Auswärtigen Amtes, der Herr mit den Flecken auf der inneren Iris, hehlte diese Gewisheit nicht —, wollten aber vermeiden, daß aus Deutschland kriegerische Pressstimmen in

Nikola's Ohr drängen. Der Zar sollte sehen, daß Berlin nicht minder friedlich gesinnt sei als er selbst. So geht man heutzutage mit Selbstherrschern um.

In den Hamburger Nachrichten hat ein Herr, der an Bord der „Pönlzia“ die Fahrt nach Kalesund mitgemacht hatte, in vier Berichten seine Erlebnisse und Eindrücke geschildert. Manche Sätze sollten nicht nur an der Wasserkante gelesen werden. Schon bei der Ankunft gabs eine Enttäuschung: „Kein Andrang von Booten mit Hungerigen, kein Sturm um Brot und Kleidung. Ueberall Ruhe, Unthätigkeit. Keine Hand rührt sich. Von schwerem Nothstand, von furchtbarem Elend konnte man nicht sprechen. Als am Dienstag, knapp zwei Tage nach dem Brand, der ‚Prinz Heinrich‘ vor Anker ging und der Kapitän den Behörden Kalesunds mittheilte, daß er mehrere tausend Wolldecken zur Vertheilung an Bord habe, bedeutete man ihm gelassen, die Ausschiffung eile nicht; so daß der Kommandant, als man auch am nächsten Tage die Sachen nicht holen ließ, sie in seinen Booten ans Land bringen mußte.“ Auf die Frage, ob in der vorigen Nacht auch nur ein einziger Mensch obdachlos geblieben sei, antwortete ein Mitglied der Kommunalverwaltung: „Keines Wissens nicht.“ Auch Hungernde waren nicht zu finden. „Gewiß gab es Leute, denen ein ganzer Ueberrod fehlte, aber die giebt es auch in Hamburg zu Duzenden. Gewiß drängten sich Hunderte, Tausende an die Schiffspeisestische, wo ihnen Suppe, Fleisch und Gemüse von beneidenswerther Qualität verabreicht wurde; aber man biete dem hamburger Proletariat solche Belegenheit und der Andrang wird nicht geringer sein. Der materielle Schade ist unbedeutend; er beträgt, da fast Alles versichert war, kaum mehr als anderthalb Millionen. Die enormen Mittel, die noch gesammelt werden, sind zu viel des Guten.“ So sprach ein Mann, der die Stadt und ihre Bewohner gesehen und bei der Vertheilung der deutschen Spenden mitgewirkt hat. In dem selben hamburger Blatte, das seine Berichte brachte, stand noch am siebenten Februar ein Ausruf, der mit den Worten begann: „Die norwegische Stadt Kalesund ist ein Raub der Flammen, dreizehntausend Menschen sind obdachlos geworden!“ Der Empfang ganzer Ballen und Kisten mit Kleidungsstücken, Schuhzeug, Wäsche, Lebensmitteln, Bauholz, Handwerksgeräth, Cigarren und anderen nützlichen und angenehmen Dingen wurde bestätigt, über 142,639 Mark Bargeld quittirt und dringend um „weitere Beiträge“ gebeten. Das war für Norwegen. Daneben stand ein Ausruf für die deutschen Ansiedler, die in Südwestafrika um Obdach und Habe gekommen sind. 20,270 Mark waren eingegangen; noch nicht der siebente Theil des für Kalesund in dem selben Kreis Gesammelten. Nur in Deutschland kann mans erleben. Doch nicht nur die Kalesunder können lachen. Die Moral der Geschichte lehrt, daß man sich hüten soll, unkontrollirbare Preßmeldungen zum Ausgangspunkt großer Staatsaktionen zu nehmen. Wir haben Elend genug daheim; und in Kalesund war der Jammer nicht annähernd so arg, wie er zuerst geschildert wurde. Ob die Aktionäre der Hamburg Amerika-Linie und des Norddeutschen Lloyd sich trotzdem ruhig gefallen lassen, daß man ihr Geld ins Ausland trägt? Die Hamburger rühret vielleicht die Mittheilung, daß Herr Ballin in der Badewanne lag, als der Kaiser bei ihm anklingelte. Nacht stürzte der Generaldirektor ans Telefon und vernahm den Wunsch der Majestät, rasch eine Expedition nach Kalesund zu rüsten. Wie hat ein Bürger so zu seinem Kaiser gesprochen. Und der Günstling hat über seine Rechte und Pflichten dem Protektor gemiß die nackte Wahrheit gesagt.